

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**Ihr Freund,
der Ghoul**

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Ihr Freund, der Ghoul

John Sinclair Taschenbuch Nr. 61

von Jason Dark

erschienen am 08.04.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Ihr Freund, der Ghoul

Sie hieß Eve, war zwanzig Jahre jung, sehr lieb, auch ein wenig naiv, aber bei allen Menschen beliebt. Er war ein Ghoul, über sein Alter und seine Herkunft wusste man nichts. Das Mädchen interessierte sich für ihn, und er wurde ihr bester Freund. Sie, die naive, und er, der Ghoul. Eine Partnerschaft, die für London zum Verhängnis werden sollte...

Der Mann deutete mit dem Finger auf seine sich bewegenden Wangen. Als ich seine Bude betrat, hatte er sich gerade den letzten Sandwichbissen in den Mund geschoben. Aus der Thermoskanne schenkte er sich jetzt noch einen Schluck Kaffee ein und spülte den Rest weg.

Ich hatte auf einem Klappstuhl meinen Platz gefunden und schaute ihm dabei zu. Er hieß Ziegler, trug feste graue Drillichkleidung, und am Haken hinter ihm hing eine gefütterte Gummijacke. Er war ungefähr in meinem Alter. Den größten Teil seiner dunklen Haare hatte er unter einer Mütze verborgen.

»So«, sagte er, beugte sich vor und griff nach den Zigaretten. Das Licht der Deckenlampe streifte jetzt sein Gesicht. Auf den Wangen sah ich dunkle Bartschatten. »Wissen Sie, ich muss etwas essen, bevor ich Ihnen das zeige. Hinterher schmeckt es mir nicht mehr.«

»Ist es so schlimm?«

Er schüttelte sich und winkte gleichzeitig ab. »Noch schlimmer, Mister. Aber Sie als Polizist sind ja einiges gewöhnt. Oder sind Sie nicht Oberinspektor John Sinclair?«

»Doch, der bin ich.« Ich holte meinen Ausweis hervor, um ihm das Dokument zu zeigen.

»Nein, nein, lassen Sie mal stecken. Bei diesem Wetter wagen sich nur Polizisten und Verrückte auf die Straße.«

Ich lächelte. »Danke, dass Sie mich nicht in die zweite Kategorie eingestuft haben.«

Er wischte seine Hände an einem grauen Handtuch ab. »Ich sage mir immer, Ziegler, sage ich, die Welt ist voll mit Verrückten. Sorg du dafür, dass sie noch voller wird.« Er lachte breit, stand auf und griff nach seiner Gummijacke.

Ich hatte meinen Burberry erst gar nicht ausgezogen. Er war feucht, aber gut imprägniert, so dass das Wasser daran abperlte. Es herrschte scheußliches Wetter. Da jagte man keinen Hund raus.

Ziegler knöpfte seine Jacke zu. Bevor er die Tür öffnete, drehte er sich noch einmal um. »Werkzeuge brauchen wir nicht mitzunehmen. Die liegen draußen.«

»Sie sind der Chef.«

Er lachte kratzig. »Das wäre was. Dann würde ich nicht in dieser kalten Bude sitzen, sondern meinen Hintern auf einem gepolsterten Bürostuhl wärmen und mich freuen, als städtischer Angestellter unkündbar zu sein. So aber bin ich nur ein Schleusenwärter und passe auf, dass unser gutes Londoner Trinkwasser nicht verschmutzt wird und die Leute am Leben bleiben.«

»Ist doch auch eine Aufgabe - oder?«

»Klar, sie hat sogar Ähnlichkeit mit Ihrem Job. Ich jage vierbeinige Ratten, Sie zweibeinige.«

»Wobei die zweibeinigen gefährlicher sind.«

»Das glaube ich Ihnen.« Ziegler hantierte an der Tür. »Die klemmt noch immer!« beschwerte er sich. Gleichzeitig drückte auch der Wind dagegen, der uns den kalten Novemberregen ins Gesicht peitschte.

Ich stellte den Kragen hoch. Da ich keine Hüte trage, bekam ich natürlich den Segen auf die Haare.

Wir wandten uns nach links.

Es war noch nicht völlig dunkel geworden, aber die Wolken hingen tief. Hinter dieser grauen Wand entdeckte ich den letzten Rest der allmählich verschwindenden Helligkeit.

Über einen Steg aus Metallplatten schritten wir hinweg. Rechts von uns lagen die großen Bassins, wo das Schmutzwasser gereinigt wurde. Es waren gewaltige Becken, und sie standen miteinander durch Schotts in Verbindung. Die Wasserflächen sahen dunkel aus. Schräg fuhr der Regen über sie hinweg.

Mir gefiel es auch nicht, hier draußen herumzuturnen, aber was sollte ich machen? Der Anruf war gekommen, und Sir James, mein

Chef, hatte beschlossen, dass mein Kollege Suko und ich die Sache in die Hand nahmen.

Ziegler ging vor. Einmal drehte er sich kurz um. »Geben sie acht, die Platten sind oft rutschig.«

»Meine Schuhe haben Gummisohlen.«

»Das ist gut.« Auch er trug Gummistiefel.

Im feinen Sprüh war nicht viel zu erkennen, doch am Ende des Metallstegs wuchs etwas in die Höhe. Ein viereckiger Schatten, der sich beim Näherkommen als Haus hervorkristallisierte, das heißt, es war mehr eine kleine Plattform mit einem Schutzdach.

Dort wartete Ziegler auf mich. An einer Seite lehnten die Geräte. Stangen, Haken und dünne Metallnetze. »Damit holen wir all das Zeug aus dem Wasser, das irgendwelche Typen hineinwerfen. Die schaffen das immer, obwohl unser Gelände eingezäunt ist.«

»Wer es darauf anlegt, etwas zu zerstören, erreicht es auch meistens«, fügte ich hinzu. »Da haben Sie recht.«

Die Plattform besaß eine hüfthohe Brüstung. Zu den Becken war ein kleines Metalltor eingelassen. Ziegler hob eine Kette an, löste einen Verschluss und öffnete die Tür. Direkt dahinter führte eine Treppe aus gitterartigen Metallstufen so weit in die Tiefe, bis sie am Rand eines der Becken auslief. Sie endete praktisch auf einem begehbaren Sims.

»Ist es da unten?« fragte ich.

»Richtig.« Ziegler nickte. »Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich vorgehe?«

»Nein, ganz und gar nicht. Sie kennen sich hier aus.«

»Das kann man wohl sagen. Bin lange genug in diesem Job.« Er war ein Mensch, der gern erzählte. Wahrscheinlich hatte er während seiner Arbeit nur wenig Abwechslung.

An einem Geländer hielt ich mich fest. Dabei setzte ich meine Schritte sehr vorsichtig, denn die Stufen waren feucht und verflixt

rutschig. Ziegler erwartete mich auf den Sims stehend. Noch sah ich nichts von dem großen Fund, nur die leere Wasserfläche lag vor mir. »Wo ist denn das Zeug?«

Er deutete in eine Ecke. »Da müssen wir hin. Ich habe es bereits eingefangen, wissen Sie. Es gibt da extra für diese Sachen konstruierte Metallnetze. Das ist wie bei den Fischen. Die Dinger hängen jetzt drin.«

Lange brauchte ich nicht mehr zu warten. Schon nach wenigen Schritten erkannte ich dicht über der Wasserfläche etwas Helles, Weißes. Und dann hatte ich das Ziel erreicht.

Ziegler deutete schräg in die Tiefe. »Da, schauen Sie sich das Zeug genau an. Anschließend können Sie mir sagen, was das alles bedeuten soll. Ich komme da nicht mehr mit.«

Sicherheitshalber ging ich in die Knie. Das Metallnetz mit seinem Inhalt schwebte zwischen Wasseroberfläche und Beckenrand. Es war an zwei Haken befestigt.

Mich interessierte natürlich nicht das Netz, sondern der makabre Inhalt. Bleich, weiß und nass lagen in dem Netz menschliche Knochen... Ich war schon vorher über den Fund informiert worden, dennoch musste ich einmal schlucken, denn die Knochen waren zum Teil zersplittert oder zerhauen worden. Halbe Schädel lagen zwischen Arm- und Beinknochen. Manche Köpfe sahen aus wie durchgebissen, aber eines hatten alle gemeinsam.

Sie waren glatt und völlig blank, als hätte sie jemand abgenagt oder abgewaschen.

»Was sagen Sie?« fragte mich Ziegler.

»Das sind Gebeine.«

Er lachte glucksend. »Soviel weiß ich auch, aber wie kommen die in dieses Bassin?«

»Keine Ahnung. Eigentlich müssten Sie das wissen, Mr. Ziegler.«

»Wieso das denn?«

»Weil Sie sich hier auskennen. Sie wissen doch, welchen Weg das Wasser nimmt, wie es fließt und...«

»Die Schotts sind selten offen.«

Ich richtete mich auf. »Das reicht ja auch schon.« Dann wechselte ich das Thema. »Können Sie das Netz hochhieven?«

»Klar. Was haben Sie vor? Wollen Sie die Knochen herausholen?«

»Liegenlassen kann ich sie ja wohl schlecht. Aber die Arbeit könnten andere übernehmen. Oder sind Sie dafür zuständig, Mr. Ziegler?«

Er ging einen Schritt zurück und hob beide Hände. »Nein. Das kann auch niemand von mir verlangen. Ich treibe mich einmal in der Woche in der Kanalisation herum, das ist schon schlimm genug, und darüber beschwere ich mich auch nicht. Aber so etwas wie hier...«

»Schon gut, Mr. Ziegler. Ich werde schon jemand finden, der die Arbeit übernimmt.«

»Danke.«

In meinem Job hatte es ich fast nur mit makabren Dingen zu tun. Natürlich auch mit Knochen. Ich hatte hier mit einem Blick festgestellt, dass es sich um Menschenknochen handelte. Dass die aber so blank und abgenagt aussahen, war schon seltsam.

Wenn Ratten hungrig sind, machen sie sich über alles her. Sie durchwühlen im Laufe der Zeit sogar Beton, aber so hungrige Ratten gab es meines Erachtens nicht in London. Zudem war dieser Knochenfund auch nicht der erste. Fünfmal waren innerhalb der letzten drei Wochen in London menschliche Gebeine gefunden worden. Und zwar an verschiedenen Orten, die eines gemeinsam hatten. Das Wasser. In der Kanalisation, in einem Themsekanal, im Fluss selbst, jetzt hier, aber die Fundstellen lagen weit auseinander, und das gab mir Rätsel auf. Wir waren sehr spät in den Fall eingestiegen. Erst langsam hatte sich Sir James von den Meldungen überzeugen lassen, dass es eigentlich ein Fall für uns war.

Nun ja, ich hatte die Knochen gesehen und würde die nötigen Ermittlungen in die Wege leiten.

Ziegler schaute mich an, als erwartete er von mir das große Seelenheil oder schon die Lösung des Falles. »Mr. Ziegler«, sprach ich ihn an:

»Wenn ich einmal davon ausgehe, dass jemand die Gebeine in dieses Becken geworfen hat, muss dieser Unbekannte auch das Gelände betreten haben...«

»Aber ich habe niemanden gesehen.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein.«

»Drehen Sie denn regelmäßig Ihre Runden?«

Er schüttelte den Kopf. »Wie kommen Sie darauf? Ich bin doch nicht als Wächter angestellt, sondern als Überwacher.« Er hob den rechten Zeigefinger. »Das ist ein großer Unterschied.«

»Das kann ich mir vorstellen. Gibt es überhaupt Nachtwächter?«

»Ja, manchmal dreht einer von uns bei der Nachtschicht seine Runden. Wie gesagt, wir überwachen nur. Haben Sie in meiner Bude das kleine Steuerpult nicht gesehen?«

»Schon.«

»Da sitze ich vor.«

Ich nickte. »All right, Mr. Ziegler. Ich gehe jetzt zu meinem Wagen zurück und werde mich um die Sache kümmern. Dann schicke ich Ihnen jemanden, der die Knochen einsammelt und zum Yard zur Untersuchung bringt. Ist das in Ihrem Sinne?«

»Da fragen Sie noch?«

Ich grünte, denn ich konnte mir gut vorstellen, wie happy Ziegler war, dass er mit der Sache nichts mehr zu tun hatte. Diesmal ging ich vor. Als wir an seiner Bude angelangt waren, verabschiedete ich mich von ihm.

»Finden Sie den Weg zurück?«

»Klar, ich habe ihn auch hergefunden.«

»Dann bis später.«

Ich ging los. Der Regen sprühte jetzt von der Seite heran, aber das Wasser hatte sich am Kragen gesammelt und rann unangenehm kalt in meinen Nacken. Der Steg war nach ungefähr zweihundert Yards erst zu Ende. Über eine Leiter erreichte ich wieder das normale Erdniveau. Ich befand mich weiterhin auf dem Gelände der Kläranlage. Die Themse lag nicht weit entfernt. Über dem Wasser schwebte ein dünner Dunstfilm. Hin und wieder hörte ich das Tuten einer Schiffssirene. Über Kies und Gras schritt ich dem großen Gittertor entgegen, das man für mich extra geöffnet hatte. Mein Bentley parkte noch auf dem Gelände der Kläranlage. Um die Becken von außen her vor neugierigen Blicken zu schützen, hatte man dicht hinter dem Zaun hohe Bäume angepflanzt. Ein umweltaufbauender Mischwald, dessen Blattwerk auf dem Boden eine weiche Schicht bildete, durch die ich ebenfalls laufen musste. Einsam und verlassen stand mein Bentley vor dem Tor. Sein Lack besaß nur noch einen matten Glanz. Auch dieser alte Knabe kam allmählich in die Jahre. Ich aber wollte ihn fahren, so lange es nur eben möglich war. Bevor ich einstieg, wischte ich mir das Wasser aus den Haaren. Dann zündete ich mir eine Zigarette an und schaute sinnend dem blauen Dunst nach. Schon mancher Fall hatte relativ harmlos angefangen und sich dann zu einer Bombe entwickelt.

Auch ich hatte in diesen Augenblicken das Gefühl, als würde ich auf einem Pulverfass sitzen, dessen Lunte bereits brannte...

Als die Frau das Geschäft betrat, wusste Eve Bennett sofort, dass sie nichts kaufen würde und sich nur aufwärmen und trocknen wollte, weil es draußen regnete und zudem noch kalt war.

Trotzdem lächelte sie freundlich. »Guten Tag, Madam, was kann ich für Sie tun?«

Die Frau blieb stehen. Sie trug einen Topfhut und einen unmodernen braunen Mantel. Wassertropfen verzierten ihre Brillengläser, und die Hände steckten in dünnen Handschuhen. Mit der Rechten hielt sie den gekrümmten Griff des Stockschrms fest. Das Wasser floss an der Außenhaut entlang und tropfte zu Boden.

»Danke, mein Kind, ich will mich nur einmal umsehen. Sicherlich finde ich mich allein zurecht.«

»Sehr wohl, Madam«, erwiderte Eve weiterhin freundlich, verdrehte aber die Augen, als sich die Frau von ihr abwandte.

So war es oft in der letzten Zeit. Da kamen Kunden, schauten sich um, schnüffelten und wirkten manchmal so arrogant, als wollten sie die ganzen Bestände aufkaufen.

Wenn die Kunden dann doch nichts gekauft und den Laden verlassen hatten, wurde Eve von Mr. Carruthers zur Rechenschaft gezogen, als hätte sie den Kunden vom Kauf abgeraten.

Carruthers & Carruthers, so hieß der Laden. Es war ein Wäschegeschäft. Keines von den modernen, die sich überall etabliert hatten und auch Sex-Wäsche verkauften, nein, bei Carruthers & Carruthers wurde noch so bedient und verkauft, wie es schon vor 25 Jahren der Fall gewesen war, als der ältere Bruder noch gelebt hatte. Jetzt führte der jüngere Mr. Carruthers das Geschäft allein. Er war Junggeselle, aber auch schon fast an die Fünfzig. Ein Typ, den die meisten Menschen nicht mochten. Höchstens einige Kunden, denen er schmeichelte. Hart dagegen war er zu seinen Angestellten, wie Eve Bennett schon oft erfahren hatte. Aber was sollte sie machen? Es gab so gut wie keine Stellen. Sie war froh, als Verkäuferin einen Job zu haben. Da ließ man sich schon manches gefallen, auch die manchmal unangenehmen Blicke des Junggesellen.

Als einzige Neuerung hatte die Firma Carruthers im Laufe der Zeit die alte Verkaufstheke abgeschafft und drei neue an verschiedenen Stellen im Laden aufgestellt. So wirkte der große Raum

aufgelockerter und nicht mehr ganz so fade.

Die Kundin strich an den Regalen entlang. Ihr Weg war genau zu verfolgen, da Wasser vom Schirm tropfte und eine nasse Spur hinterließ. Sie hatte den Kopf vorgestreckt, die Brillengläser gesäubert und schritt vorbei an den Tischdecken, Bettbezügen, Nachthemden und Blusen. Die Farben der einzelnen Stücke waren längst überholt. Es fehlte der Pep. Nichts Bunt war im Angebot, nichts Modernes, auch bei der Unterwäsche nicht. Nach Tangas suchte man vergeblich, dafür waren die alten Liebestöter en masse zu haben.

Sehr vorsichtig näherte sich Eve der Kundin, sie hatte es gelernt, Leute einzuschätzen. Und diese Kundin gehörte nicht gerade zu den nettesten. So blieb Eve einen Schritt entfernt stehen und wartete in einer etwas demutsvollen Haltung ab. »Kann ich Ihnen ein wenig behilflich sein, Madam?« fragte sie nach einer Weile. »Wir haben, wie Sie sicherlich selbst sehen, eine große Auswahl und...«

Die Kundin drehte sich um. Unwille zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Miss, dass ich nicht gestört werden will. Haben Sie das verstanden?«

»Natürlich, Madam.« Eve ärgerte sich so, dass sie rot anlief. »Aber es war nur gut gemeint.«

Die Frau wollte etwas erwidern, als sie plötzlich stutzte. Die Augenbrauen schoben sich zusammen, ihr Gesichtsausdruck wurde lauernd, und sie bewegte die Flügel ihrer spitzen Nase.

»Ist etwas?« fragte Eve. Sie war irritiert.

»Ja, hier riecht es.«

»Wieso? Nach Wäsche. Sie ist frisch. Deshalb hat sie nun mal einen anderen Geruch.«

»Das meine ich nicht. Es ist ein anderer Gestank.«

»Madam, ich bitte Sie. Gestank, nein, das...« Eve zitterte innerlich.

Die Frau hatte sehr laut gesprochen. Wenn Carruthers das hörte, er saß hinten in seinem kleinen Büro und rechnete, würde er hervorkommen und sich einmischen. Das Büro besaß nämlich keine Tür, nur einen Vorhang.

»Doch, Gestank!« Die Kundin hob den Schirm und stieß mit der Spitze zweimal hart gegen den Boden. »Und ich weiß auch schon, wo ich ihn gerochen habe.«

»Bitte...«

Sie ließ sich nicht unterbrechen. »Ich bin Witwe. Mein Mann liegt seit einiger Zeit unter der Erde, deshalb gehe ich sehr oft auf den Friedhof, um ihn zu besuchen. Dort habe ich ebenfalls einen solchen Geruch wahrgenommen, mein Kind. Jawohl, auf dem Friedhof. Und Sie riechen auch nach Friedhof!«

Eve schluckte. »Das ist eine Unterstellung!« flüsterte sie. Scharf schaute die Frau sie an. »Wollen Sie mich einer Lüge bezichtigen?«

Eve hob beide Hände. »Nein, so war das nicht gemeint.«

Die Kundin nickte. »Dann ist es gut. Aber ich bleibe bei meiner Meinung. Sie riechen nach Friedhof und Grab, daran gibt es nichts zu rütteln, wenn Sie verstehen...«

»Ja, natürlich.«

Ober die Lippen der Frau zuckte ein Lächeln, bevor sie sich scharf abwandte.

Eve atmete auf. Zum Glück hatte ihr Chef nichts bemerkt. Der war immer so leicht aus der Fassung zu bringen, aber das Mädchen sollte noch nicht erlöst werden, denn die Kundin lenkte ihre Schritte nach rechts. Dort hatte sich Eve endlich einmal durchsetzen können und eine kleine Abteilung eingerichtet, die ihren Vorstellungen entsprach. Sie verkaufte dort Krimskrams, wie Carruthers immer sagte. Man konnte es auch Kunstgewerbe nennen. Eve hatte daran ihre Freude und auch einen kleinen Triumph, denn an gewissen Tagen wurde von dem Krimskrams mehr verkauft als von der übrigen Bettwäsche oder

dem unmodernen Zeug, das sich Unterwäsche nannte.

Die Frau blieb dort stehen. Sie sah sich die kleinen Geschenkartikel an. Kinder und Erwachsene hatten ihren Spaß an Stoffpuppen oder witzigen Kalendern. Auch winzige Holzisenbahnen oder einen aus Holz hergestellten Zoo mit kleinen Tieren gab es. Vom Igel bis zum Löwen war alles vorhanden. Die Decken und Sets waren bunt, sie besaßen Pfiff, die Muster waren originell.

»Können Sie mal kommen?«

»Gern, Madam!« Eve lief schnell hin und blieb an der schmalen Verkaufstheke mit dem gläsernen Deckel stehen. Die Beleuchtung strahlte von innen gegen die ausgestellten Dinge, und die Kundin ließ sich eine kleine Holzkatze zeigen.

»Es ist echt Handarbeit, Madam!« Eve nahm die Katze vorsichtig aus der Verkaufstruhe und hielt sie zwischen zwei Fingern. »Sie gefällt mir auch sehr gut.«

»Das ist mir egal«, erklärte die Frau. »Ich will nur, dass sie mir gefällt.«

Sie nahm die schwarzweiße Holzkatze zwischen die Finger. »Wieviel soll sie denn kosten?«

Eve nannte den Preis.

»Zu teuer.« Die Kundin stellte die kleine Katze wieder weg. »Viel zu teuer.«

Eve Bennett hob bedauernd die Schultern. »Ich kann Ihnen leider nichts herunterlassen, Madam. Wir verdienen kaum etwas daran.«

Die Kundin grinste böse. »Das sagen sie alle und machen das große Geschäft. Tut mir leid, nicht mit mir.« Sie nickte Eve zu und schritt an ihr vorbei.

Trotzdem war die Verkäuferin schneller. Am Ausgang hatte sie die Kundin eingeholt und öffnete ihr die Tür.

Die Frau blieb auf der Schwelle stehen. »Ich habe es Ihnen gesagt, Miss, und bleibe dabei. Sie riechen nach Moder!«

Eve schluckte. »Wie Sie meinen, Madam.«

Die Kundin ging. Hastig spannte sie ihren Regenschirm auf und überquerte die Straße. Gegenüber befand sich ein Laden, in dem Körbe verkauft wurden. Den beehrte sie jetzt mit ihrem Besuch. Eve atmete auf. Die war sie los, aber wieder einmal hatte ein Kunde nicht gekauft. Das Geschäft lief immer schlechter. Eve fragte sich, wann Carruthers den Laden schließen musste. So konnte das nicht weitergehen. Oder sie mussten von vorn anfangen. Mit einem Umbau, anderer Ware und so.

Eve drehte sich um - und erschrak.

Mr. Carruthers stand vor ihr. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Er konnte schleichen wie ein Indianer. Wahrscheinlich hatte er alles mitbekommen. Auf seinem breiten Gesicht mit der gelblichen Haut lag ein lauerndes Grinsen. Das schütterte, rötlichblonde Haar konnte die Glatze kaum noch verdecken. Er war klein, wirkte gedrunen und hatte viele Sommersprossen im Gesicht. Dazwischen wirkten die Augen wie zwei farblose Seen. Er trug eine grüne Strickjacke und seine alte Hose mit den unmodernen schmalen Hosenträgern. Auch sein Hemd hatte schon bessere Zeiten erlebt.

»Tut mir leid«, sagte Eve.

Carruthers spielte mit einem Ohrläppchen. »Sie ist also wieder gegangen.«

»Ja.«

»Sie haben die Frau nicht halten können?«

»Leider nein.«

Er spielte noch immer mit dem Ohrläppchen, und sein Mund wurde noch breiter. »Das ist natürlich nicht gut.« Dann hob er die Schultern. »Es gibt nun mal Kundinnen, die sind mehr als schwierig. Ist auch mir schon passiert.«

Das Mädchen bekam große Augen und schüttelte den Kopf. Diese Worte zu hören, das war für sie kaum zu fassen. Sonst hatte ihr Chef

immer getobt, aber diesmal zeigte er Verständnis, drehte sich um und ging zurück in sein Büro, ohne auch nur ein weiteres Wort zu verlieren. Eve Bennett war baff, denn sie hatte geglaubt, ihren Chef zu kennen. Achselzuckend ging sie dorthin, wo sich »ihre« Abteilung befand. Kunstgewerbe liebte sie, und sie hätte selbst gern einen kleinen Laden gehabt, doch sie fand den Mut nicht dazu.

Eve gehörte zu den Personen, die bei vielen Menschen beliebt waren. Man schätzte sie zwar als ein wenig naiv ein und nicht gerade sehr intelligent, aber das störte sie nicht. Vielleicht war es in dieser Welt sogar besser, wenn man nicht zu intelligent war und zuviel wusste. Dann kam man oft so durchs Leben, wie andere es sich gern gewünscht hätten. Es kam noch eine Kundin. Ein Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt. Sie wollte ein kleines Geschenk für ihre Mutter kaufen, hatte aber nicht viel Geld dabei und entschied sich schließlich für einen bunten Fingerhut.

»Das ist toll, Miss!« rief sie noch an der Tür, und Eve freute sich darüber.

Dann hörte sie Mr. Carruthers Stimme. »Können Sie mal zu mir kommen, Eve.«

»Gern.« Sie betrat das Büro und ließ den Vorhang offen.

Dagegen hatte ihr Chef etwas. »Ziehen Sie ihn zu!«

»Und wenn Kunden kommen?«

Der Mann lachte fett. »Zu uns Kunden? Kaum, aber wenn jemand kommt, hören wir ihn auch so.«

»Natürlich.«

»Setz dich.« Carruthers deutete auf einen Stuhl, und Eve ließ sich vorsichtig nieder. Sie überlegte verzweifelt, was der Mann von ihr wollte. Bei solchen Gesprächen, die im Büro geführt wurden, ging es meist um entscheidende Dinge. Vielleicht war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo sie entlassen werden sollte. Das wäre natürlich mehr als fatal gewesen, aber noch tat sich nichts.

Carruthers schaute sie nur an, und sie war tatsächlich ein Mädchen, nach dem man zweimal schauen konnte.

Das blonde Haar war nicht gefärbt. Lang und lockig umrahmte es ein rundes Gesicht mit einer Stupsnase und kleinen Pausbacken. Sie hatte das Kindliche trotz ihrer zwanzig Jahre noch nicht verloren. Der Mund war ein wenig zu klein geraten, auch er trug zum kindlichen Aussehen von Eve Bennett bei. Sie wurde auch altersmäßig oft unterschätzt. Nur die wenigsten ahnten, dass sie schon zwanzig Lenze zählte. Gar nicht kindlich war ihr Körper. Wer das Gesicht gesehen hatte und seinen Blick nach unten wandern ließ, der konnte oft genug einen Pfiff oder ein Glänzen seiner Augen nicht vermeiden. Was Eve zu bieten hatte, war schon außergewöhnlich. Man konnte sie nicht als dick bezeichnen, sie war eben gut gebaut und war genau da gut gepolstert, wo es sein musste. Ihren Busen hatte mal jemand als knackig bezeichnet und das übrige als provokativ. Eve wurde oft genug auf der Straße angesprochen, aber sie ging nie auf die Angebote ein. Sie hatte auch keinen festen Freund und lebte eigentlich sehr zurückgezogen, was bei ihrem netten und freundlichen Wesen einem kleinen Wunder glich. Eve saß auf dem Stuhl und fühlte sich unbehaglich. Erstens weil sie nicht wusste, was ihr Chef mit ihr vorhatte, und zweitens gefielen ihr auch nicht seine Blicke. Oft genug wurde sie von Männern so betrachtet, dann schaute sie schnell zur Seite, weil sie die Gedanken der Leute kannte.

Aber Mr. Carruthers?

Plötzlich sprach er, und Eve zuckte zusammen, als sie seine Stimme hörte. »Wie lange bist du jetzt bei mir, Eve?«

»Vier Jahre.«

Er nickte. »Eine lange Zeit. Du kennst das Geschäft, nicht?«

»Ja, Mr. Carruthers.«

»Gefällt es dir?«

»Doch... sehr...«

»Hm.« Er ließ sich zurücksinken und zog die Hosenträger in die Länge. Als er sie losließ, klatschten sie gegen seine Brust. »Ja, das glaube ich auch, dass es dir gefällt. Ich kann mir vorstellen, wie sehr es dir Spaß macht, etwas zu verkaufen, obwohl nicht viele Kunden hier erscheinen. Du hast dich auch entwickelt, hast Geschick gezeigt und sogar eine Abteilung in der Abteilung eingerichtet. Das finde ich toll. Ich habe auch immer gesehen, wie du durch den Laden gegangen bist und dir die Regale angeschaut hast. Bist du mit der Ware und ihrer Präsentation zufrieden, Eve? Ehrlich!«

Sie lächelte und fühlte sich in ihrer Lage unwohl. Nie hätte sie es gewagt, ihrem Chef unverblümt die Wahrheit zu sagen, aber wenn er sie so direkt fragte, konnte sie einfach nicht anders und musste nicken.

»Wie soll ich die Antwort verstehen?«

Eve hob die Schultern. »Im Prinzip ist es nicht schlecht, Sir, aber es gibt Dinge, die man anders machen könnte.«

»Wirklich?« Seine Augen hatten sich verengt, und die Pupillen glitzerten.

»Ja, Sir.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, erklärte er breit lächelnd. Das Mädchen war überrascht. Mit einer solche Reaktion hatte sie nicht gerechnet. Die lag ja auf ihrer Linie, und sie schüttelte leicht den Kopf.

»Bist du überrascht?«

»Ja, Sir.«

»Du hast mich falsch eingeschätzt.«

»Vielleicht.«

Er nickte. »Diesen Laden hier gibt es schon lange. Wenn ich nicht selbst etwas Geld geerbt hätte, wäre ich schon längst pleite gegangen. Außerdem gehört mir diese untere Etage des Hauses, also brauche ich keine Pacht zu zahlen. Trotzdem wirft er zuwenig ab, um

davon leben zu können.«

»Ich verstehe Sie, Sir. Sie wollen mich entlassen, weil...«

»Nein, das habe ich nicht gemeint.«

Eve war überrascht. »Nicht?«

»Das Gegenteil ist der Fall. Ich will dich nicht entlassen, Mädchen, sondern einsteigen lassen.«

»Wieso?«

»Du sollst den Laden weiterführen.«

Eve atmete tief ein. »Das begreife ich nicht. Ich soll ihn weiterführen? Aber was machen Sie?«

»Ich habe ja meine Hobbys. Das Aquarium und die Zierfischzucht kosten mich viel Geld und auch Zeit. Deshalb möchte ich Zeit investieren. Natürlich kann ich dir die Mittel für einen Umbau nicht zur Verfügung stellen, aber ich möchte, dass du neue Waren einkaufst. Das heißt, wir werden alles moderner machen. Frische Wäsche, auch Dinge, die es sonst nur in Sex-Shops zu kaufen gibt. Du weißt, was ich meine. Winzige Tangas, durchsichtige BHs, Bodystocks, Strapse...«

»Aber, Sir...«

»Das ist doch ›in‹. Oder?«

»Schon, nur...«

»Eve, bist du nicht die Richtige, um das verkaufen zu können? Bei deinem Körper? Ich glaube, du kannst aus diesem Geschäft eine Goldgrube machen, und deshalb habe ich vor, dich als meine Partnerin einsteigen zu lassen. Gefällt dir das?«

Eve Bennett war wie erschlagen. Sie wusste nicht, was sie noch erwidern sollte. Das Blut schoss ihr in den Kopf, alles drehte sich vor ihren Augen, sie musste schlucken und hob die Schultern.

»Was ist denn?«

»Nun ja«, flüsterte sie. »Das finde ich alles toll, ehrlich. Aber wie komme ich dazu?« Sie wischte über ihre Stirn. »Mein Gott, das ist

eine Überraschung.«

»Kann man wohl sagen.«

Eve holte Luft. »Und Sie haben sich alles gut überlegt, Sir?« fragte sie leise.

»Das habe ich.«

»Na dann...«

Er lachte plötzlich, und dieses Lachen ließ Eve stutzig werden, denn sie kannte es. »Da gibt es allerdings noch eine kleine Bedingung«, erklärte Carruthers. »Es ist wirklich nur eine Kleinigkeit und kaum der Rede wert.«

»Welche, Sir?«

»Nichts im Leben ist umsonst«, sagte Carruthers und stand auf. Sein Bauch spannte sich oberhalb des Hosengürtels. »Ich habe dich immer beobachtet, wenn du durch den Laden gelaufen bist, und du weißt selbst, Eve, wie gut du aussiehst. Du bist kein Kind mehr, du bist eine Frau mit aufregenden Formen. Mich lässt so etwas nicht kalt, verstehst du?«

»Ich... ich...« Das Mädchen senkte den Blick. Sie schaute auf die unmodernen Schuhe des Mannes, die sich plötzlich bewegten. Der Mann kam auf sie zu. Eve traute sich auch weiterhin nicht, hoch zu schauen. Dicht vor ihr blieb er stehen. Seine Hände legten sich schwer auf ihre Schultern.

Eve trug einen dünnen gelben Pullover und eine rote Cordhose. Die Wärme seiner Handfläche und der Schweiß drangen durch die Wolle. Sie nahm auch seine »Fahne« wahr. Er roch stets nach Gewürzen, heute stark nach Kümmel.

Seine Finger bewegten sich. Sie waren kurz und dick. Stummelfinger, und diese kneteten das Fleisch auf ihrer Schulter. Erst atmete er schneller, dann sprach er. Seine Worte klangen kurz und abgehackt.

»Verdammt, Eve, du bist wirklich kein Kind mehr. Ich aber bin ein

Mann. Ich habe oft genug wach gelegen und von dir geträumt. Es waren heiße, geile Träume, die ich mir nie erfüllen konnte...«

»Aber Sir...«

»Sei ruhig.« Er sprach erregt. »Jetzt ist es soweit. Ich habe mich entschlossen, dir das Geschäft zu übergeben, und jetzt höre meine Bedingung, es ist die einzige. Du, Eve, wirst meine Geliebte. Ich will dich, ich brauche dich. Ich will nicht mehr durch die Straßen gehen, mir Nutten nehmen und von dir dabei träumen. Nein, ich will dich ganz. Ich will dein Gesicht, deinen Körper, verstehst du?«

Ja, sie hatte verstanden, aber sie schwieg, und sie bekam mit, wie seine Hände auf Wanderschaft gingen. Zuerst glitten sie an den Armen nach unten. Er fasste ihre Gelenke und bedeutete Eve durch den Druck nach oben, aufzustehen.

Wie in Trance folgte sie seinem Wunsch. Carruthers war nicht sehr groß. Er konnte ihr genau in die Augen schauen, was er auch tat, aber seine Hände bewegten sich weiter. Sie hatten bereits die Gürtelschnalle erreicht, wo der Saum des dünnen Pullovers auflag. Unter den Stoff schob er seine Finger...

Zum erstenmal spürte Eve die Hände ihres Chefs auf der blanken Haut. Sie ekelte sich vor dem Schweiß, und sie versteifte noch mehr. Er wollte ihr wieder in die Augen schauen, aber Eve drehte den Kopf zur Seite. Jetzt blickte sie über seine Schulter hinweg auf den Vorhang, der zugezogen war. Wie sehr wünschte sie sich eine Kundin, auch wenn es die alte Spinatwachtel von vorhin war!

Niemand kam...

»Du bist wie ein Eisblock, Eve...«

»Bitte, Sir, ich...«

»Sag Henry zu mir.«

Sie hatte lachen wollen. Das war ihr so komisch vorgekommen. Wie in einem schlechten Film, doch sie erlebte die Wirklichkeit, und dazu gehörten auch seine Finger, die leicht zitterten, als sie sich auf

den Weg nach oben begaben.

Jetzt drangen sie in Regionen vor, die eigentlich tabu für sie waren. Einmal den Entschluss gefasst, ließ sich der Mann nicht mehr aufhalten. Er wusste, dass Eve nur einen dünnen BH trug, er malte sich kaum unter dem Stoff ihres Pullovers ab.

Sie hörte ihn stöhnen. Seine abgespreizten Daumen näherten sich den Bändern und schoben sie hoch. Auch der Stoff machte diese Bewegung mit, so dass ihre Brüste in seine auffangbereiten Hände fielen und er sie streicheln konnte.

»Das ist ein Traum!« flüsterte er. »Das ist ein Traum, der in Erfüllung ging. Eve, du wirst...« Seine weiteren Worte konnte Eve nicht verstehen. Sie gingen unter in einem Stottern und Flüstern, denn er spielte mit ihrer Brust und strich auch über die kleinen Warzen, die sich durch die Berührung aufgerichtet hatten.

Eve Bennett schwankte zwischen Abscheu und Verlangen. Auch sie war eine Frau, aber sie wollte nicht, dass dieser Mann...

»Sir, bitte nicht. Ich... ich...«

Die Türglocke des Ladens schlug an. Ihr melodisches Läuten kam Eve vor wie der große Rettungsanker. »Kunden!« rief sie.

Carruthers fluchte. »Ja, verdammt, ich habe es gehört.« Sein Griff lockerte sich.

Rasch trat Eve zurück. Sie schob ihre Hände unter den Pullover und richtete den BH. Krebsrot war sie geworden. Ein Blick in den schmalen Wandspiegel zeigte ihr das.

Carruthers war bis an seinen Schreibtisch zurückgetreten. Er grinste feist. »Mein Angebot steht«, erklärte er. »Ich will sehr bald von dir eine Antwort haben.«

Sie nickte nur und hörte schon die fragende Stimme einer Kundin. »Ist niemand da?«

»Geh jetzt!«

»Sofort, Madam!« Eve antwortete, als sie noch hinter ein Vorhang

stand. Erst als sie ihn zur Seite gezogen hatte, sah sie die ältere Frau im Laden stehen. Sie gehörte zu den wenigen Stammkunden und kam mindestens zweimal in der Woche.

»Da sind Sie ja endlich, Eve.«

»Ja, Mrs. Doherty. Entschuldigen Sie, dass es etwas länger gedauert hat. Aber ich war... nun, ich war beschäftigt.«

»Sicher.« Mrs. Doherty schaute sie skeptisch an. Eve wurde wieder rot. Hatte sie vielleicht etwas bemerkt? Das wäre ihr peinlich gewesen. Die Kundin sagte nichts, sie lächelte nur still vor sich hin und äußerte dann ihren Wunsch.

»Ich möchte mir eine Decke zulegen, eine Wolldecke. Es ist in der Wohnung kalt geworden.«

»Gern, an was hatten Sie da gedacht, Mrs. Doherty?«

»Ach, Mädchen, das ist mir egal. Bei einer alten Frau kommt es nicht auf die Mode an, sondern darauf, dass die Decke auch wärmt. Zeigen Sie mir bitte, was Sie haben.«

Eve beeilte sich nicht sehr. Sie holte hervor, was der Laden zu bieten hatte. Allmählich klang auch ihre Erregung ab, der aufgeregte Herzschlag beruhigte sich wieder, und sie fand tatsächlich noch uralte Decken, die sie, zusammen mit den anderen, auf eine der Verkaufstheken stapelte.

»So, Mrs. Doherty, das ist alles, was wir noch haben.«

Die Kundin schlug die Hände über den Kopf. »Damit kann ich ja meine Wohnung ausstopfen. Ich brauche aber nur eine.«

»Suchen Sie in aller Ruhe.«

»Ja, natürlich.«

Sie ließ sich auch beraten und entschied sich schließlich für eine der älteren Decken, auf die sie noch einen geringen Preisnachlass bekam.

»Ich hoffe, sie wärmt.«

»Das wird sie schon«, erklärte Eve. Sie packte die Decke in helles

freundlich wirkendes Papier ein, und Mrs. Doherty klemmte sich das leichte Paket unter den Arm.

»Geben Sie auf sich acht, Kind!« sagte sie zum Abschied und verließ den Laden.

Jetzt war Eve wieder allein. Sie schielte zum Vorhang. Er bewegte sich nicht. Ruhig stand er in seinem eingebügelter Faltenmuster. Es waren exakt zwölf Falten. Hinter ihnen verbarg sich Henry Carruthers. Für das Mädchen war er zu einem Schreckgespenst geworden. Was er wollte, würde sie ihm nie geben. Nein, niemals...

Außerdem wusste er nicht, dass... ihre Gedanken stockten. Plötzlich lächelte sie, und das Lächeln wirkte überhaupt nicht freundlich oder naiv. Es war eher wissend, mit einer Spur von Boshaftigkeit versehen. Sie räumte die hervorgeholten Decken wieder in die unteren Regale mit den Schiebetüren davor. Auch bei dieser Arbeit ließ sie sich Zeit, denn sie wollte nicht, dass Carruthers zu schnell kam. Außerdem hoffte sie noch auf weitere Kundschaft.

Die kam nicht. Dafür spürte sie, wie es kalt ihren Rücken herabrieselte. Sie hatte ihren Chef nicht gesehen, aber sie wusste plötzlich, dass er nicht mehr weit von ihr entfernt stand.

Eve Bennett roch ihn.

Es war ein säuerlicher Schweißgeruch, der ihr entgegenwehte, vermischt mit dem Mief alter Kleidung. Wie sie ihn hasste, aber das konnte sie dem Mann nicht sagen, der noch zwei Schritte vorging und dicht hinter der knienden Eve stehen blieb.

»Hast du etwas verkauft?« fragte er leise.

Eve hielt mit ihrer Arbeit ein und nickte. »Ja, Sir, eine Decke. Mrs. Doherty war hier.«

»Ich hörte es.« Er räusperte sich, schaute auf den Rücken des Mädchens und bückte sich dann. Wieder strichen seine Hände über ihren Körper, und Eve zuckte zusammen.

»Was hast du denn?«

»Sir, wenn Leute kommen...«

Er lachte. »Ich kann den Laden ja abschließen.«

»Nein, Sir. Das würde auffallen. So etwas haben wir nie getan.«

»Stimmt. Wäre mir aber egal. Komm mal hoch und schau mich an, kleine Eve.«

Sie gehorchte. Schon während der Bewegung drehte sie sich so, dass sie Carruthers ins Gesicht schauen konnte. Auf seiner Stirn lag noch immer der Schweiß. Er rieb sich die Hände, wie ein Geschäftsmann, der einen guten Abschluss gemacht hatte. »Mein Angebot steht noch immer, Eve. Hast du es dir überlegt?«

»Wie... wie...«

»Ich will eine Antwort. Du könntest natürlich auch hier wohnen, wenn du willst. Meine einzige Bedingung wird sein, dass du hin und wieder etwas nett zu mir bist. Dafür gehört dir dann der Laden. Ein tolles Angebot, über das sich viele Mädchen in deinem Alter sicherlich freuen würden. Außerdem kennen wir uns lange genug, Eve. Wir haben uns aneinander gewöhnt.«

Nein, ich habe mich nicht an Sie gewöhnt, dachte sie. Ich könnte mich auch nie an Sie gewöhnen. Sie tat genau das Gegenteil von dem, was sie dachte, sie nickte.

»Dann ist alles klar?« Carruthers' Augen bekamen einen fast überirdischen Glanz.

Eve Bennett hatte sich die Antwort genau überlegt. Sie gab keine überstürzte Erwiderung, zögerte noch, sah die Spannung im Gesicht des viel älteren Mannes und kostete sie auch aus. »Ich glaube schon, dass alles klar ist...«

Carruthers atmete tief ein. Sein Brustkorb schwoll an. »Du hast dich tatsächlich für mich entschlossen?«

»Sicher.«

»Und für das Geschäft?«

»Gehört es nicht dazu?«

»Natürlich.«

Er nickte. »Dann werde ich so rasch wie möglich einen Vertrag aufsetzen. Das dauert nicht lange, ich...«

»Sir, Chef, ich meine, das ist etwas plötzlich gekommen. Kann ich nicht nach Hause fahren?«

»Und dann?«

»Ich muss allein sein.«

Misstrauen keimte in ihm hoch. »Du willst mich doch nicht reinlegen, Mädchen?«

»Nein, ich habe mich einmal entschlossen, und dabei bleibe ich.«

»Hoffentlich.«

Eve schaute auf die Uhr. »Wann soll ich denn zu Ihnen kommen? Ich meine, wegen des Vertrags.«

»Das geht schnell. Kannst du heute Abend wieder hier sein? Gegen neunzehn Uhr. Wir unterzeichnen den Vertrag, anschließend gehen wir aus. Und dann...« Er lachte. »Na ja, du weißt schon...«

Henry Carruthers bekam eine Antwort. »Ja, ich werde kommen. Ich möchte mich noch einmal bedanken...« Sie lächelte ihn an und ging weg. Er schaute ihr nach, sah den Schwung ihrer Hüften, die unter dem dünnen Pulli wippenden Brüste, und er dachte daran, dass dies alles bald ihm gehören würde.

Ein Traum, dem er lange nachgeweint hatte, war endlich in Erfüllung gegangen...

Eve hatte ihre Steppjacke übergestreift und die Kapuze hochgestellt, weil es wieder regnete. Sie verdiente zwar nicht viel Geld, aber es reichte aus, um den kleinen R4 unterhalten zu können, der neben einer Einfahrt parkte.

Sie stieg ein. Die Leute hier kannten sie. »Schon Feierabend?« wurde sie angesprochen.

»Ja. Ich muss noch etwas besorgen.«

»Viel Spaß.«

»Danke.«

Der Weg bis zu ihrer Wohnung war nicht sehr weit. Eve lebte in einem schmalen alten Haus. Um es zu betreten, musste sie durch den Hof gehen, denn die Schneiderei, die von einem Orientalen betrieben wurde, nahm die gesamte Vorderfront ein.

Der Bau war alt, feucht, an einigen Stellen sogar brüchig. Selbst am Tage musste im Treppenhaus das Licht eingeschaltet werden, so düster war es immer.

Sie nahm den Geruch in sich auf. Im Winter stank das Haus mehr als im Sommer, und sie sah plötzlich einen menschlichen Umriss dicht an der Treppe.

»Hallo, Eve.«

Sie blieb stehen. »Hast du mich erschreckt, Dustin!«

»Wieso?«

»Ich war in Gedanken.«

»Hat dich der alte Geizhals schon so früh laufen lassen?« fragte der junge Mann.

»Ja, mir war ein wenig übel. Ich lege mich jetzt hin und mache eine Schwitzkur.«

»Schade.«

»Wieso?«

»Ich hatte gehofft, dich einladen zu können. Auf einen Hamburger oder so.«

Eve lächelte. »Das ist furchtbar nett von dir, Dustin, aber mir geht es wirklich nicht gut. Ein anderes Mal bestimmt.«

»Okay, dann ruh dich aus, damit du morgen wieder fit bist.«

»Danke.«

Sie ärgerte sich, dass sie Dustin eine Abfuhr hatte geben müssen, aber ihr Plan stand längst fest. Dustin Gray war Mitte Zwanzig und

passte eigentlich nicht in dieses Haus. Aber er studierte noch und wollte von seinen Eltern unabhängig sein. Um sich ein wenig Geld zu verdienen, arbeitete er nebenbei in einem Kindergarten. Wenn er mit dem Studium fertig war, wollte er Kinderpsychologe werden.

Das alles hatte er Eve erzählt. Sie mochte den jungen Mann mit den dunklen Haaren ebenfalls, weil er so anders war als die übrigen Typen, die hier wohnten und auch so anders als dieser Carruthers. Dustin mochte den Geschäftsmann nicht. Er hatte Eve mal abgeholt und ihren Chef gesehen. Jetzt erinnerte sich Eve wieder daran, wie böse Carruthers damals geschaut hatte. Da war er schon eifersüchtig gewesen. Nach den heutigen Vorfällen war ihr einiges klarer geworden. Eve lief die schmale Treppe hoch, die Stufen waren ausgetreten und knarrten. Ihre Wohnung lag in der ersten Etage. Als Wohnung konnte man das nicht ansehen. Nur ein Zimmer und daneben eine kleine Kammer, in der die Toilette stand und auch eine Sitzbadewanne eingebaut worden war.

Noch drei weitere Türen zweigten innerhalb des kleinen Flurs ab. Mit der türkischen Familie verstand sich das Mädchen am besten. Sie waren alle sehr nett und hilfsbereit.

Niemand begegnete ihr mehr bis zur ersten Etage. Rasch schloss sie auf und betrat den düsteren Raum. Er besaß nur ein Fenster. Die alte Scheibe steckte in einem Kreuzrahmen. An den Rändern bröckelte alter Kitt weg.

Als Heizung diente ein kleiner Ofen. Zum Glück gab er noch Wärme ab. Es hatte schon Tage gegeben, da war der Ofen ausgegangen, und das Mädchen hatte vor lauter Zittern nicht richtig frieren können. Bett, Schrank, Tisch, ein Kocher und das kleine tragbare TV-Gerät gehörten zu ihrer persönlichen Habe. Sie war nicht sehr anspruchsvoll. Das konnte sie auch bei dem Gehalt nicht sein.

Bevor sie Licht machte, hörte sie das schrille Fiepen. Noch im

Dunkeln zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht. So wurde sie seit einiger Zeit stets begrüßt. Es waren ihre kleinen Hausgenossen, die in einem Käfig lebten, der dicht neben dem Bett stand. Zwei Ratten tummelten sich darin. Andere Menschen hatten Angst vor diesen Nagern, Eve nicht. Sie war es gewohnt, sich mit Tieren abzugeben. Ja, sie liebte die Ratten sogar, die sich von ihr streicheln und füttern ließen.

Die Lampe an der Decke war eine mit Fliegendreck verklebte flache Schale. Ihr Licht fiel auf den Tisch, das alte Bett blieb dabei im Dunkeln. Daneben stand auch der Rattenkäfig. Er war so groß, dass die beiden Tiere sich nicht störten, und sie wurden von Eve zuerst begrüßt. Als sich das Mädchen bückte und die Stäbe berührte, trippelten die Ratten herbei und pressten ihre spitzen, feuchten Schnauzen gegen das Gitter. Eves Augen leuchteten. Sie sprach mit den Tieren, als wären es Menschen. »Hat es euch gefallen, meine Lieben?« erkundigte sie sich.

»Habt ihr euch gut unterhalten?«

Die Ratten lauschten der Stimme. Eve hatte sie nicht zähmen können, aber sie spürte, dass ihr die beiden Tiere Sympathie entgegenbrachten, und das war schon viel wert. Wenn sie niemanden hatte, mit dem sie sich unterhalten konnte, dienten ihr die Ratten als Gesprächspartner. So auch jetzt, als sie sich neben den Käfig setzte.

»Es ist etwas geschehen«, flüsterte sie, »das ich euch sagen muss. Da will jemand, dass ich zu ihm ziehe. Ich soll seine Geliebte werden. Das ist schlimm, sage ich euch, aber ich konnte aus bestimmten Gründen nicht absagen. Versteht ihr? Das war einfach unmöglich. Ich musste ihm meine Zustimmung geben.«

Die Ratten sprangen aufgeregt zurück und trippelten hastig auf dem Käfigboden hin und her.

Das Mädchen lachte. »Er ist verrückt, dieser Bock. Er weiß nicht, dass ich längst vergeben bin. Er hat überhaupt keine Ahnung von den

Dingen. Ja, ich bin vergeben, mein Geliebter ist ein anderer, und nur ihm bleibe ich treu. Begreift ihr das?«

Es schien tatsächlich so, als hätten die beiden Ratten Eves Worte verstanden. Sie hatten sich auf die Hinterpfoten gesetzt, die Köpfe schiefgelegt und schauten Eve ins Gesicht.

Sie nickte ihnen zu. »Ich verspreche euch, dass ich ihm nicht untreu werde. Er ist mein Freund, er soll es immer bleiben. Aber zuvor muss ich zu dem anderen. Er hat mich eingeladen. Er will einen Vertrag unterschreiben, anschließend soll ich mit ihm essen. Danach will er dann mit mir ins Bett.« Sie lachte. »Ich würde mich zu Tode schämen, dann hätte ich ihn betrogen, und das geht nicht.« Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, so etwas mache ich niemals.«

Abermals piepten die Ratten, und das Mädchen fasste es als eine Zustimmung auf. Eve drückte sich hoch und ging an den Küchenschrank. Dort holte sie ein Messer hervor.

Als Eves Finger den Griff umklammerten, trat ein Leuchten in ihre Augen. Den Entschluss hatte sie bereits im Laden gefasst, als er sie zum erstenmal berührt hatte.

Sie würde Carruthers töten!

Als ich das Vorzimmer betrat, zog ich zuerst den Mantel aus und schüttelte das Wasser ab, was bei Glenda Perkins, meiner Sekretärin, gewaltige Proteste hervorrief.

»Bist du denn wahnsinnig, John? Du machst doch alles nass!«

Ich lachte. »Hauptsache, ich bleibe trocken.«

»Hör auf mit deinen komischen Witzen.« Glenda hatte die Maschine schon abgedeckt.

»Du willst nach Hause?«

»Ha, es ist Feierabend.«

»So gut wie du möchte ich es auch mal haben.« Bevor Glenda einen

mittelschweren Wutanfall bekommen konnte, deutete ich schon auf die Tür zu unserem Büro und fragte: »Ist Suko schon da?«

»Ja, vor zwei Minuten gekommen. Der hat aber hier nicht rumgespritzt, so wie du.«

»Was willst du machen, Glenda? Ich bin eben der bessere Spritzer.«

»Schäm dich.«

Da kein Kaffee mehr in der Kanne war, betrat ich Sukos Büro und sah ihn am Schreibtisch hocken.

»Hast du auch keine Knochen mitgebracht?« fragte er mich.

»Nein, aber welche gefunden.«

»Ich auch.«

»Und wie viele?«

»Das kann ich schlecht übersehen. Auf jeden Fall sind es keine Tierknochen. Die haben mal einem Menschen gehört.«

Ich hatte mich auf den Schreibtischstuhl fallen lassen. »Hast du den Alten schon verständigt?«

»Kurz nur.«

»Kommt er noch vorbei?«

»Nein, er musste zu einer Besprechung. Wir sollen aber am Ball bleiben, hat er gesagt.«

»So - hat er.« Ich lachte gekünstelt. »Fragt sich nur, wo sich der Ball befindet, an dem wir bleiben sollen.«

»Ja, den such mal.«

»Du nicht?«

»Ich wollte eigentlich mit Shao weggehen. Die Analyse der Knochen wird einige Zeit in Anspruch nehmen. Vorher können wir doch nichts tun. Oder sehe ich das falsch?«

»Wahrscheinlich nicht.« Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch an Suko vorbei. »Mich macht einiges stutzig an der Sache. Ich habe mir die Knochen auch angesehen. Sie waren so blank, als

hätte sie jemand geputzt. Das ist mehr als ungewöhnlich, auch wenn sie im Wasser gelegen haben. Nichts ist mehr daran. Und sehr alt haben sie mir auch nicht ausgesehen.«

Suko grinste. »Du entwickelst dich allmählich zu einem Knochologen, wie?«

»Red keinen Unsinn. Ich mache mir nur eben Gedanken.«

»Ohne Resultat?«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Irgendwie habe ich das Gefühl, auf einem Pulverfass zu sitzen, das aber nicht mit Pulver gefüllt ist.«

»Womit denn?« fragte Suko.

»Mit der Person, die es geschafft hat, die Knochen so sauber abzunagen. Das ist es.«

»Wie ich dich kenne, hast du einen Verdacht?«

»Den habe ich in der Tat.«

»Und an wen denkst du?«

»An einen Ghoul. Hier irgendwo in London muss es einen Ghoul geben, der sich Leichen holt und sie vertilgt. Du kennst das doch. Wenn es einen Dämon gibt, dem man das Prädikat superwiderlich andichten kann, dann ist es ein Ghoul.«

Suko nickte. »Ja, das kann stimmen. Fragt sich nur, wo du ihn finden willst?«

»Das ist unser Problem.«

Der Inspektor stand auf. »Deines, John. Ich für meinen Teil fahre jetzt nach Hause und mache Feierabend.«

»Tu, was du nicht lassen kannst.«

»Sollte etwas sein, ruf mich bitte an!«

»Wann seid ihr denn wieder zurück?«

»Vor Mitternacht immer.«

»Okay, grüße Shao.«

»Mach ich.« Suko ging.

Ich blieb noch sitzen und dachte über den makabren Knochenfund

nach. Wenn sich in London tatsächlich ein Ghoul aufhielt, konnte es zu einem Chaos kommen. Plötzlich spürte ich einen pelzigen Geschmack im Mund. Um ihn wegzubekommen, musste ich einen Schluck trinken. Auf dem Flur stand der Automat. Dort ging ich hin.

Man konnte zwischen Kaffee, kalten Getränken und sogar Suppen wählen. Die Suppen schmeckten wie ein Laternenpfahl ganz unten, da hielt ich mich lieber an den Kaffee, dessen Geschmack zwar auch keinen vom Hocker riss, aber nicht so schlimm war wie die Suppe. Mit dem heißen Becher zwischen den Fingerspitzen ging ich wieder in das Büro zurück.

Die Tagschicht hatte sich längst ablösen lassen. Ich hätte an sich auch nach Hause fahren können, aber irgendwie bekam ich nicht den Dreh. So setzte ich mich in den Stuhl, legte die Beine auf den Schreibtisch und schlürfte den Kaffee.

Während ich über den neuen Fall nachdachte, wurde mir immer unwohler zumute. Ein Ghoul in London!

Noch war es Theorie, aber es konnte zu einer schlimmen Praxis werden. Wenn ich zudem die Anzahl der Knochenfunde hinzuaddierte, hatte ich das Gefühl, als wäre dieser Ghoul ein Riesenableger seiner Sorte...

Er lebte da, wo ihn keiner sah. Und dies schon seit Jahren. Er rechnete nicht in Zeiten, sondern in Leichen. Er war ein Geschöpf, wie man es sich schlimmer kaum vorstellen konnte.

Eine gewaltige, gelbgrün schimmernde Masse, die sich immer mehr ausdehnte, je größer ihre Sucht nach frischer Nahrung wurde. Damals, als London unter den Bomben erbebt, hatte er schon existiert, und sich in den finstersten Kanälen der Riesenstadt verkrochen. Er hatte die Detonationen vernommen, die schweren Einschläge, das Jaulen der Granaten, er hatte die Menschen flüchten und sterben sehen. Damals war seine Beute reichlich gewesen.

Das hatte sich später geändert. Da hatte er die Toten suchen müssen, um zu überleben, und ihm war auch aufgefallen, dass sich einiges veränderte. Eines Tages hatte auch er die posthypnotische Nachricht bekommen, dass jemand auferstanden war, um Ghouls und Zombies zu einer Armee zu vereinen.

Er jedoch hatte nicht darauf gehört. Schon immer war er ein Einzelgänger gewesen. Andere Ghouls, die ebenfalls in London lebten, hatten sich dem Aufruf angeschlossen und waren zu Xorrns Dienern geworden.

Auch das ging vorbei.

Xorron, der Unbesiegbare, existierte nicht mehr, aber der Ghoul hatte überlebt, und er war weitergekrochen, hatte sich versteckt, immer wieder neue Verstecke gefunden und war eines Tages mit einer Flüssigkeit in Berührung gekommen, die irgendein Industrieunternehmen durch die Abwasserkanäle leitete.

Sie war schädlich und in hoher Konzentration auch tödlich. Das galt sowohl für Ratten als auch für Menschen. Nur nicht für ihn. Er, der sich bis dato von den Toten ernährt hatte, war mit der Flüssigkeit in Berührung gekommen und hatte feststellen müssen, dass dieses Gift bei ihm eine gegenteilige Wirkung hervorrief.

Es zerstörte nicht, es baute auf. Er merkte, dass er wuchs. Schon bald war sein Versteck zu klein für ihn geworden. So sah sich der Ghoul gezwungen, ein anderes zu suchen, das aber auch sehr schnell zu eng wurde.

Er wuchs und wuchs...

Den Begriff Riese kannte er zwar nicht, aber der Ghoul wuchs allmählich zu einem Riesenmonstrum heran. Zu einer Masse Dämon, die quallig und schleimig ein großes Gebiet ausfüllte und immer noch nicht gesättigt oder am Ende des Wachstums war.

Sein Körper war aufgedunsen, hatte krakenähnliche Formen angenommen und seine Greifarme in einigen Kanälen verteilt. Er

wanderte auch. Manchmal schob er sich ans Tageslicht. Dann drückte er die in den Hinterhöfen liegenden Gullydeckel in die Höhe und verbreitete einen bestialischen Gestank.

Den Hauch von Tod und Grab...

Nahrung brauchte er wie früher. Ohne die Toten war er verloren, da würde er einfach austrocknen, aber er hatte zum Glück jemand gefunden, dem er vertrauen konnte.

Auch das war ein Mensch...

Manchmal drängte es ihn, sich ans Tageslicht zu schieben. Einmal hatte er es versucht, war aber von spielenden Kindern entdeckt worden, die daraufhin hastig die Flucht ergriffen hatten.

Ihren Berichten schenkte kein Erwachsener Glauben, und so konnte der Ghoul auch weiterhin unentdeckt bleiben, sogar noch wachsen, denn die Firma ließ weiterhin ihre giftigen Abwässer in die unterirdische Kanalisation ab.

Was für den einen tödlich sein konnte, das war für den anderen ein Lebenselixier. So wie für diesen Ghoul, der immer noch wuchs und irgendwann den Durchbruch schaffen musste.

Es war nur eine Frage der Zeit...

Eve Bennett war schon ungeduldig erwartet worden, und Henry Carruthers bekam große Augen, als Eve das Geschäft betrat und ihre Jacke abstreifte.

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte er.

»Wieso?« fragte sie kokett.

»Du siehst ja wahnsinnig aus.«

»Wahnsinnig gut oder wahnsinnig schlecht?«

»Gut natürlich.«

»Das will ich auch gehofft haben.«

Henry Carruthers hatte nicht übertrieben. Eve sah tatsächlich stark aus. Das blonde Haar trug sie offen. Ihre Ohren schmückten grüne

Kugelringe, und die dunkle, bis über die Hüften fallende Bluse aus seidig schimmerndem Stoff zeigte ein Muster von hellen Punkten. Am meisten jedoch fiel der Ausschnitt auf. Er stach als langgezogenes V bis in das Tal zwischen ihren vollen Kugeln hinein, und wenn sie sich bewegte, öffnete sich der Stoff noch weiter.

»Gott, bist du schön!« stöhnte der Mann. Er ging einmal um das Mädchen herum, als wäre sie ein kostbares Juwel. Sie trug noch eine schwarze Hose, die so eng lag wie Strümpfe und jeden Muskel ihrer Beine deutlich hervorhob.

Carruthers atmete schneller. Er hatte sogar einen trockenen Hals bekommen und musste des öfteren schlucken, um sich überhaupt in der Gewalt zu haben. »Ich glaube«, sagte er dann, »dass ich eine richtige Entscheidung getroffen habe. Ich wusste schon damals, dass mehr in dir steckt. Du bist etwas Besonderes, Kleine.«

»Möglich...« Eve triumphierte innerlich. Es lief alles genau nach Plan. Dieser Kerl war voll auf sie reingefallen, und so hatte es auch sein sollen. Sogar Rouge hatte sie aufgelegt und sich mit Parfüm besprüht, denn ihr waren die Bemerkungen der Kundin nicht aus dem Kopf gegangen, die von einem leichten Friedhofsgeruch gesprochen hatte. Auch Carruthers hatte sich umgezogen. Einen unmodernen dunkelblauen Anzug mit breiten Revers trug er. Das Zeug war ihm viel zu eng geworden, auch das Hemd spannte über seinem Bauch. Zwei Knöpfe standen offen. In der Öffnung schimmerte die helle Haut.

»Ja«, sagte er leise und noch immer unter dem Eindruck seiner jungen Besucherin stehend. »Ich habe schon alles aufgesetzt. Der Vertrag liegt in meinem Büro. Wir beide brauchen ihn nur noch zu unterschreiben, das ist alles.« Er deutete eine linkische Verbeugung an, so wie er es bei Kunden auch tat, und deutete auf den Durchgang. Der Vorhang war bereits zurückgeschoben.

»Danke.« Eve ging vor. Fest entschlossen, denn sie wusste genau,

was sie tat. Aus dem kleinen Mädchen war eine junge Dame geworden. Carruthers schlich hinter ihr her. Er schüttelte den Kopf, da er die Verwandlung seiner Angestellten noch immer nicht fassen konnte. Bald würde sie keine Angestellte mehr sein, sondern Teilhaberin. Er selbst hatte ihr den Vorschlag unterbreitet und auch nicht mehr weiter darüber nachgedacht, aber plötzlich kamen ihm Bedenken.

Hatte er richtig gehandelt? Oder würde es Eve Bennett gelingen, ihn auszupokern? Wer sich innerhalb weniger Stunden so auffällig verwandeln konnte, der musste einfach noch andere Qualitäten haben. Carruthers wurde plötzlich vorsichtig...

Eve hatte vor ihm das Büro betreten und war zielstrebig auf den Schreibtisch zugegangen, auf dem eine aufgeschlagene Dokumentenmappe lag. »Ist das der Vertrag?«

»Ja.«

Sie griff bereits nach dem Füller, als sie die Hand des Mannes auf ihren Fingern spürte. »Nein, Eve, nicht so schnell. Das hat noch etwas Zeit, meine ich.«

»Wieso?«

»Wollen wir nicht erst einen kleinen Schluck trinken?«

Eve war nicht gerade begeistert. »Können wir das nicht anschließend machen?«

»Dann natürlich auch. Aber ich will, dass wir zuvor ebenfalls einen Schluck nehmen.«

Sie wollte keine Spielverderberin sein und stimmte zu. »Meinetwegen, aber nur ein Glas.«

»Klar. Es ist übrigens Champagner. Ich habe die Flasche erst säubern müssen, so lange lag sie schon im Keller.«

Gläser standen bereit. Die Flasche war von Henry schon entkorkt worden. Er schenkte ein und schaute den Perlen nach, die vom Grund des Glases in die Höhe stiegen.

Eve war stehen geblieben. Er sah sie nicht, er fühlte sie, und er spürte, dass seine zukünftige Geliebte dicht hinter ihm stand und ihn beobachtete.

Das machte ihn nervös. Beim zweiten Einschenken schäumte der Champagner über, er ärgerte sich darüber und war froh, dass Eve den Vorgang nicht kommentierte. Mit den beiden Gläsern in der Hand drehte er sich um und reichte Eve eines davon.

»Danke.«

»Trinken wir auf uns«, sagte er. »Auf uns und unsere gemeinsame Zukunft. Einverstanden?«

»Sicher.«

»Cheers.«

Der Mann setzte den Glasrand an die Unterlippe und nahm einen tiefen Schluck. Eve nippte nur daran. Sie verzog den Mund. Vielleicht hätte der Champagner vor fünf Jahren mal geschmeckt, aber er hatte einfach zu lange gelagert, und das merkte man dem Gesöff an. Das Getränk war bitter und gleichzeitig noch sauer.

Mit dem zweiten Schluck leerte Carruthers sein Glas. »Eiskalt!« flüsterte er. »Verdammt, das tut gut.«

»Sicher.« Sie stellte das nur angenippte Glas weg.

»Hat es dir nicht geschmeckt?«

»Ich bin so etwas eben nicht gewohnt.«

Carruthers starrte sie an. Dann begann er fett zu lachen. »Das ist gut, Eve, das ist wirklich gut. Nicht gewohnt, sagst du?« Wieder lachte er.

»Noch besser, wirklich. Aber das soll sich ändern. Wenn wir erst einmal den Laden auf Vordermann gebracht haben, werden wir uns jeden Tag Champagner leisten können, das verspreche ich dir.«

»Zuvor müssen wir unterschreiben.«

Henry nickte und verengte gleichzeitig die Augen. »Wie recht du hast, Eve, aber du hast es auch sehr eilig.«

»Wollten wir nicht was essen?«

»Auch das.«

»Dann bitte.«

Er holte durch die Nase Luft. Noch zögerte der Mann, weil er plötzlich das Gefühl hatte, so etwas wie sein eigenes Todesurteil zu unterschreiben. Er starrte Eve an.

Die ahnte etwas von seinen Gedanken und setzte raffiniert, wie sie war, ihren Körper ein. Sie drückte sich ein wenig zur Seite und schob gleichzeitig ihren Busen vor. So vergrößerte sich der Ausschnitt noch weiter und lenkte Carruthers von den eigentlichen Problemen, die ihn quälten, ab.

»Ich... ich hatte es ja versprochen.« Er trat an seinen Schreibtisch heran und nahm dort Platz. Für einen Augenblick dachte er daran, dass er etwas aus der Hand gab, das ihm jahrelang gehört hatte, aber es gab kein Zurück mehr.

Mit zitternder Hand nahm er den Füllfederhalter hoch. Zwei Seiten umfasste der Vertrag, den er später noch zu einem Notar bringen wollte, damit dieser ihn beglaubigte. Wichtig jedoch waren die beiden Unterschriften der Partner. Als erstes setzte er seinen Namen darunter. Etwas krakelig schrieb er und ärgerte sich selbst darüber. Eve blickte über seine Schulter. Er sah nicht ihr kaltes Lächeln, stand ruckartig auf und sagte mit belegter Stimme: »Jetzt bist du an der Reihe.«

»Gern!« Mit dem Schwung ihrer Jugend nahm Eve Platz. Diese Bewegung erinnerte den Mann wieder an sein Alter. Verdammt, sie hätte seine Tochter sein können. Er wollte gar nicht sehen, wie sie unterschrieb, und schenkte sich statt dessen noch ein Glas ein. Wieder leerte er es mit einem Zug, stieß auf und stellte es zur Seite. Da erhob sich auch das Mädchen. »Fertig!«

Er nickte. »Ja, und jetzt bist du Teilhaberin.« Auf seinem Gesicht waren rote Flecken erschienen. Irgendwie fühlte er sich nicht wohl

in seiner Haut. »Wir lassen das Geschäft auch weiterhin unter meinem Namen laufen. Niemand braucht zu wissen, welchen Vertrag wir geschlossen haben. Das geht nur uns etwas an. Und natürlich den Notar. Aber der wird schweigen.« Er atmete tief ein und hatte endlich seine Beklemmung überwunden. »Du gehörst mir zwar nicht«, sagte er, »aber die Regeln stehen fest. Du hast ja zugestimmt.«

»Natürlich.«

Eve hatte dies so locker dahingesagt, dass er sämtliche Bedenken über Bord schleuderte, auf sie zuing und sie in seine Arme nehmen wollte. Im letzten Moment zögerte er, weil sie sich nicht rührte. »Na, nun sei nicht wie ein Eisblock.«

»Das bin ich auch nicht. Dir wird schon heiß genug werden, Henry, das verspreche ich dir.« Die vertraute Anrede rutschte ihr glatt über die Lippen.

Und Henry griff zu. Er umklammerte dieses junge Mädchen wie einen Rettungsanker. Er presste sich an diese für ihn so herrlichen Rundungen, er bewegte sich dabei von einer Seite auf die andere, kostete alles aus, und Eve Bennett ließ ihn gewähren. Nur ihr Lächeln sah er nicht.

Dann wollte er sie küssen.

Seine noch vom Champagner feuchten Lippen wanderten über ihren parfümierten Hals. Er suchte das Gesicht, ihre Wangen, den Mund und merkte kaum, dass sie ihn ein Stück von sich wegdrückte, denn Eve brauchte Platz, um das Messer zu ziehen.

Nicht umsonst hatte sie sich eine dieser modernen, langen Blusen angezogen. Bis über die Taille reichte der Saum, und unter dem Blusenstoff steckte die Klinge. Sogar eine Scheide hatte sie dafür gefunden, damit sie selbst keine Verletzungen davontrug. Das leise Schleifen, mit dem das Messer aus der Scheide glitt, wurde von beiden überhört. Außerdem war der Mann viel zu sehr beschäftigt.

Seine Lippen wanderten bereits ihrem Mund zu. Eve zuckte zusammen und drehte gleichzeitig die Klinge so, dass die gefährliche Spitze ihn bereits an einer empfindlichen Stelle berührte.

»Du machst mich verrückt!« keuchte er, drückte sie an sich, und da geschah es.

Eve schaute nur in sein Gesicht. Sie spürte trotzdem, dass etwas Warmes auf ihre Hand tropfte, aber sie konzentrierte sich auf die Züge des Mannes, die plötzlich erstarrten. Das Gesicht wurde zu einer leblosen Maske. Die Lippen rutschten über ihren Hals, sein Kinn berührte plötzlich ihre Schulter, und aus seinem Mund drang ein abgehacktes Keuchen.

Er ging zurück. Erst einen kleinen Schritt, dann den zweiten. Schon beim ersten hatte sie den Griff des Messers losgelassen und schaute kurz auf ihre Hand, an der das Blut klebte. Dann sah sie wieder dem Mann zu.

Er fiel noch nicht. Seine Hände umkrallten den Griff, er ging gebückt, immer mehr Kraft verlierend, aber der Schreibtisch hielt ihn schließlich auf. Aus großen Augen, in denen Verständnislosigkeit lag, starrte er Eve an.

»Was... was hast du getan?« Er hatte kaum sprechen können, aber diese Frage musste er einfach stellen.

Die Antwort war kalt und grausam, so unmenschlich. »Ich habe dich erstochen!«

Da erst schien er zu begreifen. Auf seinem Gesicht malte sich Erstaunen ab. Kalter Schweiß lag auf der Haut. Die Todesangst hatte sie aus den Poren getrieben, und seine Knie gaben nach. Noch einmal erhob er seine Stimme. »Das hast du nicht umsonst getan, du verfluchte Mörderin. Wer das Schwert benutzt, wird auch durch das Schwert umkommen, das verspreche ich dir...«

Henry Carruthers' Blick wurde glasig. Gleichzeitig rutschte er in sich zusammen und kippte auch zur Seite weg, so dass er mit dem

Ellbogen auf die Stuhlfläche stieß. Das Sitzmöbel rollte weiter, er selbst kippte nach links und prallte auf den Boden.

Eve Bennett aber hatte ihr Ziel erreicht! Und ihr Freund würde sich über den Toten freuen...

Das Mädchen stand da und rührte sich nicht. Eve war zu einer Mörderin geworden. Seltsamerweise dachte sie darüber nicht nach. Es war ihr eigentlich egal.

Einen anderen Menschen hätte das erschreckt, sie nicht, denn Henry Carruthers hatte ihrer Ansicht nach nichts anderes verdient. Zu lange war sie von ihm schikaniert worden und hatte sich seine gierigen Blicke gefallen lassen müssen, das war jetzt vorbei.

Und ihr gehörte sogar der Laden! Ja, zu einhundert Prozent. Jetzt, wo er nicht mehr lebte, hatte sie ihn ganz. Da stand es schwarz auf weiß. Zunächst wollte sie nichts tun. Auch in der Nachbarschaft nichts davon berichten. Wenn Fragen gestellt wurden, war Mr. Carruthers eben in Urlaub gefahren.

Etwas anderes war viel wichtiger.

Sie musste die Leiche wegschaffen, und das würde schwierig genug werden. Nicht einmal wegen seines Gewichts, sie wollte den Toten nur unbeobachtet aus dem Laden kriegen.

Vorbereitet hatte sie schon einiges, denn ihr kleiner Renault stand dicht an der Ladentür. Aber der Weg von der Tür hin zum Wagen - einige Schritte nur - würden ihr Schwierigkeiten bereiten. Das Messer zog sie aus der Wunde. Und sie tat dies mit einer routinierten Bewegung, als wäre dies schon ihr zehnter oder zwölfter Mord gewesen. Dann ließ sie die Klinge in der Scheide verschwinden und bückte sich erneut.

Tragen wollte sie den Toten nicht, deshalb griff sie seine Handgelenke, zog die Arme lang und schleifte Henry Carruthers durch das kleine Büro in den Verkaufsraum.

Er war doch ein ziemlicher Brocken, und sie musste sich zunächst

einmal ausruhen und auch über ihre weiteren Pläne nachdenken. Dann erinnerte sie sich wieder an den Besuch der Mrs. Doherty und daran, dass sie ihr so viele Decken gezeigt hatte.

Die waren auch geeignet, um den Toten darin einzuwickeln, denn einen Teppich hatte sie leider nicht zur Verfügung. Sie holte die Decken hervor, breitete sie aus, nahm Augenmaß und stellte fest, dass sie doch zwei von ihnen nehmen musste.

Es war eine Schufterei, aber sie tat es gern, denn sie dachte an den Erfolg ihrer Aktion.

Nicht einmal der Kopf schaute schließlich aus der Decke hervor, und Eve ging noch einmal zurück in das Büro. Sie nahm den Vertrag und versteckte ihn in einer Schublade, wo auch andere Dokumente lagen, wie sie herausgefunden hatte.

Im Büro löschte sie das Licht ebenso wie im Laden. Nicht einmal die Notbeleuchtung ließ sie brennen.

Das Geschäft lag nicht unbedingt in einer belebten Straße. Es gab hier zwei Schnellimbisse, ein kleines Programmkino, das meist leer war, ansonsten Wohnhäuser und eben diesen Korbladen gegenüber, wo allerdings noch Licht brannte, aber Kunden oder der Besitzer nicht zu sehen waren.

Von dort aus drohte ihr vorerst nicht die Gefahr einer Entdeckung. Bevor sie einen Blick nach draußen warf, rollte sie den in die Decken eingewickelten Toten schon in Richtung Tür. Das ging besser als das kräftezehrende Schleifen.

Jetzt musste sie Acht geben.

Vorsichtig öffnete sie die Ladentür. Abgeschlossen hatte sie nicht. Eve spürte die Kälte nicht. Sie drückte sich durch den Spalt, hielt aber einen Fuß zwischen Tür und Angel, um sich nicht auszusperren. Nach rechts und links spähte sie. Die Luft war rein. Zwar befanden sich einige Personen auf dem Gehsteig, aber weiter entfernt, wo die Leuchtreklame des kleinen Kinos glühte. Die Typen, die dort standen

und auf den Beginn der Vorstellung warteten, interessierten sich nicht für sie.

Eve Bennett arbeitete lange genug in dem Laden, um auch die Nachbarschaft zu kennen. Sie wusste genau, dass in einigen Häusern auf der gegenüberliegenden Seite Menschen wohnten, die sehr neugierig waren. Oft genug hatte sie erlebt, dass auch bei Dunkelheit Frauen in den Fenstern lagen und auf die Straße schauten. Das war im Sommer gewesen. Vielleicht hockten sie im Winter hinter den Scheiben. Dieses Risiko musste Eve einfach eingehen. Sehr vorsichtig zog sie sich wieder zurück, denn sie hatte Stimmen gehört. Zwei Fußgänger würden in wenigen Sekunden den Laden erreicht haben. Schnell schloss sie die Tür ab.

Dann sah sie Schatten draußen vorbeihuschen. Die aufgeklappten Regenschirme wirkten wie überdimensionale Pilze.

Eve riss sich zusammen. Ihr Herz schlug viel schneller als normal. Auch spürte sie den Magendruck, der sich so unangenehm ausgebreitet hatte. Diese Dinge waren ihr völlig fremd. Es war zwar nicht die erste Leiche, die sie wegschaffte, nur hatte sie es nie vor ihrer Haustür erledigt. Das war eben der kleine, aber dennoch gravierende Unterschied. Viel Zeit konnte sie sich nicht mehr lassen. Ihr Freund war hungrig. Er musste sein Opfer bekommen, dennoch wollte sie ihn hinhalten, und nur so schaffte sie es. Sein wahres Ziel war ungeheuer. Wenn sie darüber nachdachte, bekam selbst sie einen Schauer.

Er war gewachsen und gewachsen. Bald würde ihn nichts mehr unter der Oberfläche halten. Er würde zu einem Riesen werden und London in eine schreckliche Gefahr bringen.

Eve stellte die Glocke ab. Niemand sollte etwas hören. Sie tastete noch nach den Schlüsseln, fand sie und begab sich daran, das schwierigste Stück Arbeit zu erledigen.

Zunächst einmal klemmte sie die Tür fest. Dann wieder ein Blick

nach draußen, es war alles ruhig. Sie ging zwei kleine Schritte zurück, bückte sich, hob die Leiche an und schleifte sie auf den Gehsteig. Nur wenige Schritte waren es bis zu ihrem Wagen. Hätte sie den Toten nicht eingepackt, wäre es ihr vielleicht leichter gefallen, so aber konnte sie nur in die Falten der Decken greifen. Durch den Druck und das Zerren verschob sich der Stoff, der Tote rollte auf die linke Seite und rutschte zudem noch so weg, dass plötzlich ein Arm aus einer Lücke baumelte. Seine bleiche Hand schleifte dabei über den Boden, und die Fingernägel kratzten über den Asphalt.

Zusätzlich hörte Eve noch Stimmen. Da kamen einige Jugendliche aus dem Kino. Ihre Gestalten wurden zu scharf konturierten Schatten, als sie vom Scheinwerferlicht eines fahrenden Wagens getroffen wurden. Eve Bennett durfte keine Rücksicht mehr nehmen. Auch wenn die Leiche aus den beiden Decken rutschte, wichtig war nur, dass sie den Toten so rasch wie möglich im Kofferraum des Wagens verstaute. Zum Glück war die Heckklappe nicht abgeschlossen. Sie drückte den kleinen Zylinder nieder, die Hecktür schwang hoch, und gleichzeitig schaltete sich auch die Innenbeleuchtung des Wagens ein. Eve hörte, wie sich die jungen Männer unterhielten. Sie waren sauer und schimpften.

»Mist, dass der Projektor im Eimer war.«

»Kommen wir eben morgen wieder.«

»Dann habe ich aber Seminar«, meinte ein dritter. Eve bekam dies alles mit, während sie sich beeilte und den schweren Körper anhob. Sie hatte das Gefühl, sich auf einer Insel zu befinden, wo alles um sie herum verschwamm, so unwirklich und fern wurde und sie sich einzig und allein auf die eine Aufgabe konzentrierte und darauf, nicht entdeckt zu werden.

Wie sie den toten Körper schließlich in den Wagen bekommen hatte, wusste sie selbst nicht zu sagen. Jedenfalls lag er dort mit

angewinkelten Beinen, und er passte soeben hinein. Als sie die Klappe zuwarf und die Tür verschloss, waren auch die drei jungen Männer da. Sie blieben stehen. Eve fuhr herum. Trotz der Dunkelheit sahen die drei ihre Erregung und auch die Erschöpfung, vielleicht den Schweiß auf ihrem Gesicht, denn einer von ihnen fragte, ob er helfen könnte.

»Nein!« keuchte sie. »Danke, ist nett von euch. Aber ich habe es geschafft.«

»Was transportierst du denn da noch weg?«

»Nichts von Bedeutung.«

»Ich würde aufpassen. Vorhin habe ich einen Bullen gesehen.« Der junge Mann grinste. »Du stehst nämlich im Parkverbot. Hau lieber ab.«

»Danke für den Rat.«

»Gern geschehen.« Die drei gingen weiter, und Eve Bennett fiel ein Stein vom Herzen. Sie war so geschwächt, dass ihre Knie nachgaben und sie sich zunächst einmal rücklings gegen ihren R4 lehnen musste. So wartete sie, bis sie sich wieder ein wenig beruhigt hatte. Das war nicht nur knapp gewesen, sondern superknapp. Wenn die Burschen nur einen Blick in den Wagen geworfen hätten... sie erschauerte und wollte nicht daran denken.

Eve wollte nur die Nerven behalten und ließ sich sogar Zeit. Die Scheiben beschlugen durch den heftigen Atem an den Innenflächen. Im Wagen war es kalt. Es würde seine Zeit dauern, bis der Motor ansprang. Eve drehte den Zündschlüssel. Einen letzten Blick warf sie noch auf das Geschäft. Dunkel lagen die Schaufenster. Die ausgestellten Waren hinter der Scheibe sahen aus wie in graue Watte verpackt. Der Motor sprang beim ersten Startversuch noch nicht an. Da stotterte er wieder. Eve versuchte es ein zweites Mal, sie hörte das typische Tuckern, biss sich vor Wut auf die Unterlippe und dachte daran, dass ihr ausgerechnet jetzt dieses Malheur passieren

musste.

»Verdammt, lass mich nicht im Stich!« flüsterte sie. »Du hast es immer geschafft. Du wirst es auch jetzt schaffen...«

Sie täuschte sich nicht. Der Motor kam. Zwar laut, zudem lief er unregelmäßig, so dass die Karosserie stark vibrierte, aber sie würde wegkommen, das allein zählte.

Allmählich schwand ihre Nervosität. Eve wollte gerade den ersten Gang einlegen und anfahren, als sie den Schatten an der Fahrerseite sah. Aus den Augenwinkeln hatte sie ihn bemerkt, vielleicht war es auch ihr Instinkt, jedenfalls zuckte sie zusammen wie eine ertappte Sünderin und drehte den Kopf. Zwar war die Scheibe beschlagen, aber sie erkannte trotzdem, dass neben dem Wagen ein Mann stand.

Dunkel und drohend kam er ihr vor. Aus dem Schatten löste sich etwas Helles und berührte klopfend die Scheibe. Eine Aufforderung, der Eve Bennett nachkommen musste, denn sie hatte den Mann erkannt. Es war ein Polizist, der hier immer seine Runden drehte und der schon oft genug mit Eve gesprochen hatte. Wenn sie jetzt die Nerven verlor und startete, machte sie sich verdächtig, aber wenn sie stehen blieb und der Bobby den Toten entdeckte, war es ebenso schlimm. Was also tun?

»Eve!« Sie hörte ihn schon reden. »Du darfst hier nicht parken!«

Eve kurbelte das Fenster herunter. Das Messer fiel ihr ein. Schon einmal hatte es ihr geholfen. Wenn es sein musste, würde sie es auch ein zweites Mal einsetzen...

Der Bobby bückte sich zu Eve herunter und schaute sie an. Eve schaute ihm ins Gesicht. Sie sah die zahlreichen Falten und den vertrauenswürdigen Blick des Mannes.

Eve beherrschte sich nur mühsam. Es fiel ihr unheimlich schwer, etwas zu sagen, und sie hoffte, dass ihre Stimme normal klang. Eine Hand lag am Lenkrad. Die andere hatte sie unter ihre Kleidung geschoben, und sie fühlte wieder den Griff der Klinge. »Ich weiß,

Sir, dass ich hier nicht stehen darf. Aber der Regen...«

»Klar, das Wetter ist Mist. Aber auch bei schlechtem Wetter muss man die Regeln achten. Ich lasse dich noch einmal ohne Strafe fahren, aber du weißt Bescheid, nicht immer kann ich so etwas durchgehen lassen.«

»Klar, Sir.«

»Wie geht's deinem Chef?«

Verschwinde doch endlich, dachte sie. Verdammt, mach, dass du wegkommst! Was willst du noch hier? Aber er ging nicht. Wahrscheinlich hatte er Zeit und wartete auf die Antwort.

»Mr. Carruthers schläft bereits. Er fühlte sich nicht wohl und hat sich hingelegt.« Dann setzte Eve noch etwas hinzu. »Wenn mich nicht alles täuscht, will er in den nächsten Tagen wohl verreisen.«

»Ach. Wohin denn?«

»Aufs Festland.«

Der Bobby lachte. »Davon hat er mir bei unserer letzten Begegnung nichts erzählt.«

»Er hat sich auch erst heute dazu entschlossen.«

»Übernimmst du den Laden allein?«

»Ja.«

»Jetzt in der Vorweihnachtszeit?«

Eve Bennett hob die Schultern. »Was wollen Sie, Sir? Bei uns kauft sowieso niemand. Ob im Dezember oder im März, es läuft immer gleich mies. Vielleicht müsste man sich mal etwas einfallen lassen, so kann es nämlich nicht mehr weitergehen.«

»Das meine ich auch.«

Der Bobby erhob sich, wollte schon gehen, als er plötzlich steif stehen blieb. Er hatte den Toten hinter den Rücksitzen entdeckt!

Eve wusste es, obwohl er nichts gesagt hatte. Jetzt drohte ihr Gefahr!

Alles war in Frage gestellt worden. Es stand auf der Kippe. Eine

falsche Bemerkung, ein Zögern, und sie war verloren.

Das war sie jetzt schon, denn der Bobby schaltete blitzschnell. Er redete nicht mehr, sondern handelte. Mit einem heftigen Ruck riss er die Fahrertür auf. Eve hatte sich noch nicht angeschnallt und wäre ihm fast entgegengefallen, zudem hatte er seine Hand auf ihre Schulter gelegt und sagte nur: »Aussteigen!«

Sie blieb sitzen. Dabei hörte sie ihn atmen. Feiner Sprüh wehte ihr ins Gesicht. Irgendwo huschten Lichtreflexe über die Fahrbahn, ansonsten war es dunkel.

»Ist er tot?« fragte der Bobby nur. Seine Stimme klang belegt. Zudem musste er Carruthers erkannt haben.

Eve leugnete nicht. »Ja.«

»Warum nur?«

Sie hob die Schultern.

»Okay, Eve, du wirst jetzt aussteigen und dich an euer Schaufenster stellen. Einen Schritt davon entfernt, nach vorn gebeugt und mit den Händen abgestützt.«

»Ja, Sir.«

Sie gab sich ruhig, willig, gehorsam, aber sie hatte längst ihren eiskalten Plan gefasst. Einen Toten oder zwei. Was machte das schon? Der Bobby gab zwar acht, doch er machte nicht den Eindruck, als würde er ihr eine Gegenwehr zutrauen. Und das war ihre Chance. Sie drückte sich zur Seite. Jetzt umklammerten die Finger der rechten Hand bereits den Messergriff. Sie brauchte die Klinge nur hervorzureißen, zustechen...

Eve tat es.

Dabei reagierte sie so abgebrüht und kalt wie ein Profi. Niemand sollte sie mehr daran hindern, mit ihrem Freund zusammenzusein. Der Bobby sah das gefährliche Schimmern des Stahls. Es war sein Glück, dass die Hand - so schnell sie auch war -, einen bestimmten Weg zurücklegen musste, um zu treffen. Das war seine Chance!

Er warf sich zurück, und das Messer kam. Tödlich, schnell, grauenhaft, wie eine zupackende Schlange. Aber es traf nicht ganz. Zudem hatte sich Eve es zu leicht machen wollen und war der Messerbewegung auch nicht mit ihrem Körper gefolgt.

Der Bobby spürte den Treffer, den Druck, den heißen Stich an der Brust und die geballte Ladung an Schmerz, die plötzlich über sein Gesicht zuckte. Er stolperte zurück und krachte mit dem Rücken gegen das Schaufenster. Es dröhnte und zitterte hinter ihm. Und er hörte noch weitere Geräusche. Das Zuschlagen einer Wagentür, den Motorstart, durchdrehende Reifen. Auf dem nassen Pflaster quietschten und rutschten sie.

Dann war der Wagen weg.

Eve Bennett hatte es letztendlich doch nicht geschafft! Der Bobby lebte!

Er konnte es kaum fassen, doch wer Schmerz spürt, der kann einfach nicht tot sein.

Das hämmerte er sich ein. Und er spürte Schmerzen. Das wahnsinnige Ziehen an der Brust, als würde sich dort alles zusammenballen, um ein feuriges Zentrum zu bilden.

Noch schlimmer war es im Gesicht. Da schien jemand mit einem Schweißbrenner vor ihm zu stehen und die leckende Flamme an seinem Gesicht entlang fahren zu lassen.

Sie waren so intensiv, so grausam und schlimm, er wurde fast wahnsinnig unter diesem gewaltigen Druck. Dort hatte ihn die Klinge getroffen. Zunächst waren die Uniformjacke und das Hemd zerfetzt worden. Anschließend war die Klinge höher gewuchtet und hatte das Gesicht erwischt.

Die allerschlimmste Befürchtung bewahrheitete sich zum Glück nicht. Der Bobby hatte nach dieser heimtückischen Messerattacke das Gefühl gehabt, sein Augenlicht wäre ihm geraubt worden. Zum

Glück war es nur das hervorquellende Blut gewesen, das seine Sicht behindert hatte. Er saß noch immer, spürte die allmählich hochkriechende Kälte, aber er nahm sie kaum wahr. Unter großen Mühen gelang es ihm schließlich, seinen Arm zu heben. Die Finger zitterten, als sie sich dem Gesicht näherten und nach der Wunde tasteten.

Zuerst spürte er das Blut. Warm und klebrig hing es plötzlich an den Fingerkuppen. Auch in die offene Wunde tastete er hinein. Sie nahm seine Berührung übel. Das Fleisch zuckte, und wieder tuckerten die harten, bösen Stiche durch seinen Kopf.

Ausgerechnet jetzt kam niemand, der ihm hätte helfen können. Er schaffte es auch kaum, seine Gedanken zu ordnen und dabei in die richtigen Bahnen zu leiten. Dabei wusste der Bobby genau, dass er etwas tun musste, es sogar konnte, aber er kam einfach nicht auf die so simple Lösung.

Sein Arm fiel wieder nach unten. Die Hand klatschte auf den Oberschenkel, rutschte ab, glitt an der Seitentasche der Uniformjacke entlang, und da durchzuckte es ihn wie die berühmte Erleuchtung. Die Trillerpfeife!

Jeder Bobby in London trägt sie bei sich. Das ist praktisch sein Markenzeichen. Sie besitzt einen hohen, schrillen Klang, der sehr weit entfernt gehört wird. Manche trugen die Pfeife um den Hals wie ein Schiedsrichter, aber er hatte sie in die Tasche gesteckt und holte sie mühsam hervor.

Während dessen tobten die Schmerzen weiterhin in seinem Gesicht und in der Brust. Er bekam das kleine, schwarze Ding zwischen die Finger, zog es vorsichtig heraus und brachte die Vorderseite zwischen seine Lippen.

Beim ersten Versuch wäre sie ihm fast wieder entglitten. Er war zu kraftlos und holte durch die Nase Luft. Dann piff er. Schrill, nervtötend, alarmierend. Ihm aber kam der Piff vor wie sein

Lebensretter. Solange es ihm möglich war, behielt er die Pfeife im Mund. Schließlich rutschte sie ihm hervor, fiel auf den schmutzigen Boden, und auch er spürte die Wellen, die auf ihn zukamen und ihn davontragen wollten. Es war die Bewusstlosigkeit, die sich nicht mehr aufhalten ließ. Seine letzten Gedanken galten dem Mädchen.

Warum nur, Eve - warum nur...?

Ich war im Büro geblieben. Zwar hätte ich längst nach Hause fahren können, aber ich bekam einfach die Kurve nicht. Vielleicht war es auch die Angst vor einer Blamage. Nicht, dass andere etwas gesagt oder mich zur Rechenschaft gezogen hätten, nein, ich persönlich fühlte mich irgendwie blamiert, weil es mir nicht gelungen war, den Faden des Falls zu finden. Mein Hauptproblem waren eben die gefundenen Menschenknochen. Und nicht nur die, die man mir gezeigt hatte. Auch an anderen Orten unserer Stadt waren Knochen gefunden worden. Blank, abgenagt, wie gewaschen und poliert wirkend. Das roch förmlich nach einem Ghoul.

Es gibt viele Dämonen, mit denen ich mich im Laufe meines Lebens schon herumgeschlagen habe, aber die Ghouls gehörten zu den widerlichsten überhaupt. Sie waren die Aasgeier unter den Schwarzblütlern. Widerliche Kreaturen, die sich von Toten ernähren und nur mehr die blanken Knochen zurückließen.

Gab es wieder Ghouls in London?

Genau wusste ich das nicht. Der direkte Beweis fehlte mir, aber ich würde es herausbekommen, das schwor ich mir. Wenn sich diese Schwarzblütler in der Nähe befanden, dann kreuzte ich unweigerlich einmal ihren Weg, daran gab es nichts zu rütteln. Ich hatte überlegt, nachgedacht und war auch dementsprechend müde geworden. Irgendwann fielen mir die Augen zu, und jetzt wurden viele Beamtenwitze wahr. Ich schlief am Schreibtisch.

Aufgeweckt wurde ich von Schritten. Ich schreckte hoch und wollte

mich von der Couch rollen, als mir im letzten Moment einfiel, dass ich ja im Büro hockte. Um ein Haar wäre ich vom Stuhl gerutscht.

»Oh, sorry!« Es war eine weibliche Stimme, die mich ansprach, aber sie gehörte nicht Glenda, meiner Sekretärin, sondern der Putzfrau, die gekommen war, um das Büro zu säubern. Sie stand da wie ein Arbeiterdenkmal und funkelte mich an. »Arbeiten Sie noch, Sir?« erkundigte sie sich voller Ironie.

»Das sehen Sie doch.«

»Mit geschlossenen Augen, wie? Junger Mann, unsere Steuerzahler haben einfach ein Recht darauf, dass die Beamten arbeiten und nicht ihre Bürozeit verschlafen.«

»Ich habe keine Bürozeit mehr.«

»Das gilt auch für die Überstunden.«

Erst jetzt nahm ich meine wie mit Blei gefüllten Beine vom Schreibtisch.

»Ich gehe solange raus.«

»Ja, gute Nacht!« Sie nickte mir heftig zu, und ich schlich an ihr vorbei. Die wollte ich als Schwiegermutter nicht geschenkt haben.

Im Vorzimmer ließ ich mich nieder und nahm dabei Glendas Stuhl ein. Dabei stellte ich fest, dass sie einen bequemer Stuhl besaß als ich. Ich gönnte es ihr, schließlich war ich viel öfter unterwegs als sie.

Da ich wieder einen pelzigen Geschmack im Mund spürte, holte ich mir etwas zu trinken. Diesmal ein Mineralwasser, das mich einigermaßen erfrischte. Trinkend kam ich wieder zurück, hörte die Putzfrau schimpfen und lehnte mich gegen den Türrahmen.

»Ist was?«

Sie war dabei, den Papierkorb zu leeren. Die Zettel verschwanden in einem Müllsack. »Sie könnten auch mal Ihren Schreibtisch richtig einräumen. Mister.« Ihr hochangesetzter Busen wogte heftig, als sie sich aufrichtete.

»Das habe ich mir auch schon öfter vorgenommen.«

»Statt dessen schlafen Sie.«

Ich nahm einen Schluck Wasser. »Klar, des Nachts jage ich nämlich Putzfrauen.«

Sie grinste schief. »Ich fühle mich gar nicht angesprochen. Putzfrauen gab es früher mal.«

»Und wie heißen sie heute?«

»Sie könnten fleißiges Lieschen sagen.«

»Ist das nicht eine Blume?«

»Genau.«

Jetzt grinste ich. »Wenn ich bei der Biologie bleiben soll, würde mir ein anderer Vergleich besser gefallen.«

»Und der wäre?«

Ich hatte an einen Kaktus gedacht, sprach es aber nicht aus. Ehe sie noch nachfragen konnte, meldete sich glücklicherweise das Telefon. Bevor ich abhob, sagte ich ihr, dass es wohl ein Dienstgespräch wäre. Sie verschwand und schmetterte die Tür hinter sich zu. So kam ich erst dazu, den Hörer beim fünften Klingeln abzuheben.

»Dem Himmel sei Dank, ich dachte schon, Sie wären nicht mehr da.«

Die Stimme kam mir zwar bekannt vor, ich wusste aber nicht, wo ich sie einordnen sollte. »Wer sind Sie denn?«

»Ziegler.«

»Der Schleusenwärter.«

»Ja, Sir, genau der.«

»Haben Sie wieder Gebeine gefunden?«

»Nein, das nicht, aber es ist etwas anderes passiert. Das ist vielleicht sogar noch schlimmer.« Er räusperte sich und zog dabei auch seine Nase hoch. »Hier... hier stinkt es!« sagte er.

»Wieso?«

»Nach Leichen und Moder, Gruft, Friedhof und Blut. Alles ist

vorhanden. Das stinkt, kann ich Ihnen sagen.«

Mein Gesicht war ernst geworden. »Haben Sie herausgefunden, woher der Geruch stammt, Mr. Ziegler?«

»Nein, der ist überall.« Ich hörte ihn schnaufen. »Wo ich stehe und rieche, da füllt immer dieser Leichengeruch meine Nase.«

»Kann er auch vom fauligen Wasser stammen?«

»Glaube ich nicht.«

»Und weshalb haben Sie mich angerufen, Mr. Ziegler?«

Der Schleusenknabe lachte. »Ich dachte, dass Sie hier mal reinriechen.«

Ich überlegte. Vielleicht sollte ich wirklich mal wieder zur Kläranlage fahren. Wenn Ziegler tatsächlich recht behalten hatte und es dort so stark nach Moder und Verwesung stank, wurde meine Ghoul-Theorie immer wahrscheinlicher. Auch diese Geschöpfe riecht man, bevor man sie überhaupt zu Gesicht bekommt.

»Sind Sie noch dran, Sir?«

»Ja.«

»Ich dachte schon, Sie wären verschwunden, weil der Geruch auch durchs Telefon strömt.«

»So schlimm ist es nicht.«

»Kommen Sie?«

Er hatte mich direkt gefragt und bekam auch von mir eine direkte Antwort. »Jawohl, ich werde zu Ihnen kommen.«

Sein Aufatmen erreichte sogar meine Ohren. »Das ist gut, Sir, ich warte auf Sie.«

»Tun Sie das.« Ich legte auf. Die Putzfrau rumorte noch im Vorzimmer herum. Dabei sang sie ein altes irisches Volkslied. Als ich die Tür öffnete, drehte sie sich um. Sie warf einen Blick auf meinen Mantel.

»Machen Sie jetzt Feierabend, oder stürzen Sie sich ins Nachtleben?«

»Ins Nachtleben, meine Liebe. Geschlafen habe ich ja. Jetzt geht es rund. Da wird der Bär losgemacht.«

»Weiber, wie?«

»Und Männer!« grinste ich, winkte ihr zu, sah ihr erstauntes Gesicht und freute mich, dass es mir gelungen war, sie sprachlos zu erleben. Das war aber auch die letzte Freude für die nächste Zeit...

Geschafft! Ich habe es geschafft. Der verdammte Bulle ist vernichtet, und ich bin frei!

So und nicht anders dachte Eve Bennett nach dem geglückten Start des R4. Sie schaltete schnell hoch. Rascher, als es dem Wagen und dem Getriebe gut tat. Es hörte sich an, als würde jemand darin herumstochern, außerdem bockte das Auto.

Ihr Blick fiel in den Außenspiegel. Tropfen behinderten ihre Sicht. Sie klebten auf den glänzenden Flächen. Verfolger konnte sie keine entdecken, hinter ihr blieb alles ruhig und auch dunkel. Dann überholte sie die drei Männer. Die Burschen schauten noch auf ihren Wagen, der sehr schnell gefahren wurde. Ihre Kommentare hörte das Mädchen nicht.

Allmählich geriet sie in die Lage, über ihr Schicksal nüchtern nachzudenken. Sie spürte kaum Bedauern, aber sie war sich sicher, dass sie es hatte tun müssen. Es war ihr nichts anderes übrig geblieben. Der Polizist hätte alles gesehen.

Nur - war er tot?

Da war sich das Mädchen nicht sicher. Eve wusste nicht genau, ob sie voll getroffen hatte. Der Bobby war zusammengebrochen, sie hatte das Blut gesehen, nichts mehr von seinem Gesicht, und eigentlich hätte er nicht mehr leben können. Aber darauf wollte sie lieber keine Burg bauen. Flucht war jetzt das einzig Wahre.

Der kleine R4 schien über die nasse Straße nur so hinwegzuschweben. Selten war sie innerhalb der Stadt so schnell

gefahren. Das Tempo durfte sie nicht durchhalten, irgendwann rollte sie einer Polizeistreife entgegen, und die würde sie anhalten.

Ein Ziel hatte sie.

Eve wusste, wo ihr großer Freund lebte. Bisher hatte sie ihn stets beschützt und für ihn gesorgt. Jetzt musste er sich ihr endlich erkenntlich zeigen. Versprochen hatte er es ihr allemal.

Es war noch nicht sehr spät geworden. Dementsprechend viel Verkehr herrschte. Als sie belebtere Gegenden erreichte, die musste sie zwangsläufig durchfahren, geriet sie in die ersten Verkehrsstaus. Ein paar Mal hörte Eve auch das Jaulen einer Polizeisirene. Immer hatte sie das Gefühl, es würde ihr gelten, aber man ließ sie in Ruhe. So langsam wich auch der Druck. Eve wunderte sich darüber, wie gut sie bisher alles überstanden hatte. Sie war mit ihrem Schicksal fertig geworden, und sie hoffte auch, es weiterhin meistern zu können. London lag im Lichterglanz. Er besaß schon einen vorweihnachtlichen Touch. An den Schaufenstern der Geschäfte hingen Lichterketten. Manche Lampen leuchteten bunt, andere einfach nur weißgelb. Auch die Schaufenster der Geschäfte zeigten längst die Weihnachtsdekoration. Künstliche Tannenbäume sahen ebenso kitschig aus wie die zahlreichen Nikoläuse und pausbäckigen Engel.

Ihr Ziel war der große Freund. Und der hauste nun mal dort, wo die Menschen ein Klärwerk errichtet hatten. Einige Meilen hatte sie noch zu fahren. Es lag zwar nicht am Stadtrand, jedoch ziemlich weit draußen, wo es noch mehr Natur als Häuser gab.

Es fing wieder an zu regnen. Zudem war es wärmer geworden. Dunstschleier lagen über manchen Teilen der Fahrbahn. Aus den Gullys drang der Nebel als dicke Wolke.

Die Lichter der Scheinwerfer brachen sich in den zahlreichen Tropfen. Manchmal wurden sie zu kleinen, explodierenden Sonnen. Und wieder hatte Eve freie Fahrt. Sie fuhr auf der linken Spur. Sehr zügig, aber sie achtete jetzt auf die Verkehrsregeln. Manchmal rollte

sie durch Pfützen. Da spritzte das Wasser dann fontänenartig nach zwei Seiten weg. Die City lag hinter ihr. Sie rollte durch Wohngebiete, und zum erstenmal seit längerer Zeit zuckte wieder ein Lächeln über ihre Lippen. Eve glaubte, es geschafft zu haben.

Der Hals war ihr trocken geworden. Sie hätte jetzt gern etwas getrunken, aber sie musste sich zusammenreißen. Später war alles anders. Da fühlte sie sich dann besser.

Die Heizung lief auf vollen Touren. Es war viel zu warm im Wagen. Eve öffnete ein Fenster. Wind und Nässe drangen in den R4, und sie hörte auch das Schmatzen der Reifen auf der nassen Straße. Und sie sah das Flackern. Weit hinter ihr, nur mehr ein Widerschein in der Düsternis, doch Eve wusste, dass es ein Polizeiwagen war, der sich auf ihre Spur gesetzt hatte. Ob bewusst oder unbewusst, würde sich noch herausstellen. Automatisch trat sie das Gaspedal tiefer. Sie konnte von der Straße nicht mehr weg und musste sie durchfahren bis zu ihrem Ende.

Der Polizeiwagen holte auf.

Viele, die rechts auf der Überholspur fuhren, wichen schon nach links aus. Auch Eve gehörte dazu. Wenn sie allein links blieb, kam sie sich vor wie auf dem Präsentierteller.

Der Polizeiwagen rauschte heran. Die Männer hatten auf das Tempo gedrückt. Nur das Blaulicht drehte sich. Auf das Einstellen der Sirene hatten die Beamten verzichtet. Auf gleicher Höhe fuhr er mit ihr. Eve Bennett zwang sich, geradeaus zu sehen. Nur keinen Blick nach rechts werfen, sie hätte sich nur verdächtig gemacht. Und doch besaß das Mädchen nicht die Nerven, nur nach vorn zu schauen. Eve schielte auch zur Seite.

Es war nur ein kurzer Blick, aber der hatte gereicht. Eve erkannte, dass einer der beiden Polizisten sich auf ihren Wagen konzentrierte. Er schaute ihn genau an, sprach auch mit seinem Kollegen, und der nickte nur. Dann war der Streifenwagen vorbei.

Eves Herz klopfte schneller. Auf dieser geraden Ausfallstraße waren ihr die anderen immer überlegen. Wenn sie etwas entdeckt hatten und sie ihnen entkommen wollte, musste sie sich schon etwas einfallen lassen und runter von der Fahrbahn.

Sie befand sich praktisch schon in Maida Vale, einem der nordwestlichen Londoner Vororte. Dort lag auch ihr Ziel, und sie entschloss sich, die nächste Abfahrt zu nehmen.

Es dauerte nicht einmal lange, bis sie die Straße kreuzen konnte. Einfach runter. Die Reifen jaulten, der Wagen schaukelte gefährlich, aber er kippte nicht.

Hinter ihr wurde gehupt und aufgeblendet, weil sie andere Fahrer geschnitten hatte. Das war nun vorbei, als sie in die Abfahrt hineinrollte und fast auf einem Grünstreifen gelandet wäre, weil das Tempo eben noch zu hoch gewesen war.

Hatte sie endlich freie Bahn?

Über ihr Gesicht zuckte ein Lächeln. Sie rollte in den leeren Kreisverkehr hinein und fuhr in Richtung der B.B.C. Studios. Hinweisschilder standen dort genug. Auch Peitschenleuchten wiesen ihr den Weg. Von einem Polizeiwagen sah sie nichts.

Die Studios passierte sie. Auf ihrem Gesicht lag das Lächeln wie eingekerbt. Auch von den verdammten Bullen war nichts mehr zu sehen, die hatte sie abgehängt.

Der R4 tauchte ein in eine einsamere Gegend. Wer hier wohnte, der blieb bei einem solchen Wetter im Haus. Bei Sonnenschein wurde die Gegend um das Klärwerk als Naherholungsgebiet genutzt. Sie war als grüne Lunge für die vielen Spaziergänger gedacht. Konnte sie schon jubeln? Sie hätte es gern getan, aber sie blieb weiterhin misstrauisch, und das war auch gut so.

Woher die Bullen gekommen waren, wusste sie nicht. Jedenfalls sah sie das rote Zeichen. Die verdammte Kelle, für viele Autofahrer ein Angstsymbol. Auf der Kelle leuchtete das Wort »Stopp«. Der

Polizist schwang es von oben nach unten.

Eve wurde es ganz anders. Plötzlich bekam sie Magenkrämpfe. Schweiß brach aus ihren Poren. Sie schmeckte ihn auch salzig auf den Lippen. Unbewusst war sie langsamer geworden. Nicht weil sie sich schon entschlossen hatte, anzuhalten, nein, sie brauchte Zeit, um nachzudenken. Hatten es die Polizisten tatsächlich auf sie abgesehen, oder war sie nur in eine Routinekontrolle hineingeraten? An die zweite Möglichkeit konnte sie so recht nicht glauben. Nicht nach dem, was hinter ihr lag.

Eve hatte das Gefühl, als wäre die Kelle zu einem höhnisch grinsenden Gesicht geworden, das nur sie anlachte und genau über sie Bescheid zu wissen schien.

Der Polizist stand neben dem Wagen. Er geriet jetzt auch in den Streubereich des Scheinwerferlichts. Dadurch wirkte er wie ein Gespenst. So anders, so bleich, und das Mädchen biss plötzlich die Zähne zusammen. Gleichzeitig schüttelte sie den Kopf. »Nein!« kam es dumpf über ihre Lippen. »Nein, niemals! Ihr bekommt mich nicht, ihr Hundesöhne.«

Sie gab Gas!

Der R4 brachte nicht viel. Ein Porsche wäre wie ein Pfeil an dem Streifenwagen vorbeigerast.

Eve kam alles viel zu langsam vor. Sie hatte das Gefühl, sich überhaupt nicht von der Stelle fortbewegen zu können, und doch musste sie für den winkenden Polizisten viel zu rasch sein. Erstaunen legte sich über sein Gesicht, als er zuschaute, wie der R4 beschleunigt wurde. Er musste zur Seite springen, um nicht überfahren zu werden.

Eve Bennett sah ihn noch gegen die Flanke des Streifenwagens fallen, dann war sie vorbei.

Hätte sie lachen sollen? Das Mädchen war versucht, dies zu tun, aber sie hielt sich zurück. Nur keine Panik, nur nicht durchdrehen

oder im Überschwang reagieren. Sie musste cool bleiben.

Was hinter ihr geschah, interessierte sie nicht. Natürlich würden die Bullen die Verfolgung aufnehmen und sogar noch Verstärkung holen, das war ja ihre Art, aber sie wollte es ihnen schon zeigen, denn jetzt befand sie sich nicht mehr allzu weit von ihrem Ziel entfernt. Und die Gegend war einsamer, waldreicher und ländlicher geworden. Die nächste Straße, in die sie nach links einbog, führte bereits in die entsprechende Richtung.

Eine Waldregion legte sich schützend über sie. Die Zweige und Äste bildeten über dem fahrenden Wagen ein düsteres Dach. Noch entdeckte sie hinter sich nicht die Scheinwerfer der Verfolger. Dabei waren bereits die Warn- und Hinweisschilder aufgebaut, die davon erzählten, dass diese Umgebung zum Wasserschutzgebiet erklärt worden war. Aber die Bullen kamen! Zwar jaulte keine Sirene, ansonsten aber hatten sie voll aufgedreht. Auf dem Wagendach drehte sich das Blaulicht. Es warf seinen zuckenden Schein gegen die Bäume zu beiden Seiten des Weges und gab den Stämmen einen künstlich wirkenden Blutanstrich. Verdammt, dachte Eve, die wollen es wissen. Sie aber auch. In dieser Lage wuchs die immer so naiv und auch lieb eingeschätzte Eve Bennett über sich selbst hinaus. Obwohl man die Wegstrecke nicht gerade als angenehm bezeichnen konnte, gab sie Gas. Der R4 hüpfte wie ein Känguru, und er hüpfte noch mehr, als sie, für die Polizisten bestimmt unerwartet, das Lenkrad herumriss und in einen schmalen Weg an der linken Seite einbog.

Es war riskant, die Kurve mit einer so hohen Geschwindigkeit zu nehmen, aber Eve hatte in diesen Augenblicken alles auf eine Karte gesetzt. Sie spürte auch, dass der Renault ihr nicht ganz folgen wollte und mit den Reifen wegrutschte, doch durch rasches Gegenlenken bekam sie das Auto wieder in die Spur. Trotzdem tanzte es. Das Unterholz wuchs bis auf den Weg. Die harten und sperrigen Zweige

schlugen gegen die Karosserie, kratzten darüber wie schnell vorbeihuschende Totenfinger, und abermals spürte sie das würgende Gefühl der Furcht. Hatten es die Bullen auch geschafft? Sie nahm es noch nicht wahr, da sie sich auf den Weg konzentrieren musste. Hier fuhr kaum jemand her. Höchstens mal ein Trecker, der einen Wagen mit gefällten Baumstämmen zog. Ansonsten war er nur Eingeweihten bekannt.

Die Bäume, über die die tanzenden Scheinwerferlanzen hinwegglitten, schienen sich ebenfalls zu bewegen. Sie befanden sich in einem regelrechten Taumel. Mal zuckten sie hoch, dann bewegten sie sich wieder dem Erdboden zu und streckten ihre Äste aus, als wollten sie nach dem kleinen Wagen greifen.

Die Beamten blieben hinter ihr. Sie holten sogar auf, denn das Innere des R4 wurde von einer hellen Lichtglocke überflutet, die das Scheinwerferpaar hineinschleuderte. Das Mädchen malte sich schattenhaft hinter dem Lenkrad sitzend ab. Eine Zielscheibe. Aber jeder Weg findet mal sein Ende. Auch dieser, denn er führte praktisch bis direkt an das große Gelände des Wasserschutzgebietes und des Klärwerks heran. Das war ihre große Chance. Um das Gebiet herum war ein Zaun aus hohem Maschendraht gezogen worden. Eve hatte bereits vorgesorgt und den Zaun an einer bestimmten Stelle durchtrennt. Zwar konnte sie dort nicht mit ihrem Wagen durchfahren, aber sie gelangte in die unmittelbare Nähe. Hart bremste sie ab. Der R4 schaukelte stark nach, er rutschte auf dem seifigen Untergrund noch weg und landete mit seinem Heck im Unterholz. Das war ihr egal.

Eve schleuderte schon die Tür auf. Sie fiel fast aus dem Wagen und folgte der Schwenkrichtung der beiden Scheinwerfer, deren Lichtlanzen gegen und durch das Gitter aus Maschendraht fielen. Da war die Öffnung. Zehn Schritte entfernt. Eve hastete darauf zu, warf noch einen Blick über die Schulter und sah das kreisende Licht auf

dem Dach des Streifenwagens verflucht nah.

Die Bullen würden ihren Weg genau verfolgen können, doch darauf kam es jetzt nicht mehr an. Sie musste einfach weg und zusehen, dass ein anderer ihr half.

Eve Bennett bückte sich, als sie sich durch die Öffnung schlängelte. Kaum hatte sie das fremde Gelände betreten, als sie zum erstenmal die Stimmen ihrer Verfolger vernahm.

»Bleiben Sie stehen, verdammt!« brüllte jemand. »Keinen Schritt mehr weiter!«

Im Traum dachte Eve nicht daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Jetzt hatte sie ein Heimspiel, denn hier kannte sie sich aus. Bis die großen Behälter begannen, war das Areal ziemlich dicht bewachsen. Bäume, Sträucher, Unterholz bildeten einen natürlichen Schutz, den sie als Deckung nehmen konnte.

Und sie rannte. Aber die Männer waren schnell. Eve hatte das Pech, von zwei Sportlern verfolgt zu werden. Außerdem besaßen die Männer eine sehr gute Ausbildung. Sie wussten genau, was sie zu tun hatten. Geduckt hastete sie davon. Querfeldein, denn zu ihrem Ziel führte kein Weg. Schräg rechts musste sie sich halten.

Und Eve rannte. Sie nahm auch keine Rücksicht mehr, ob sie gehört wurde oder nicht. Man hatte sie gesehen, die anderen waren ihr auf den Fersen, jetzt ging es tatsächlich um alles oder nichts. So stürmte sie voran. Unter den Ästen duckte sie sich hinweg, Unterholz behinderte sie. Mit reiner Gewalt knickte sie es zur Seite. Manchmal lief sie über Lehm Boden, dann hörte sie das dumpfe Klopfen ihrer Füße auf dem weichen Wintergras. Konnte sie es schaffen?

Den ersten Buschgürtel ließ sie tatsächlich hinter sich. Danach begann das freie Gelände, sie würde über eine dünne Kiesschicht rennen... Eve hatte den Gedanken noch nicht beendet, als es bereits geschah. Den Polizisten war es gelungen, einen Bogen zu schlagen. Sie lauerten bereits vor ihr. Eve hatte sie nicht gesehen, weil sie sich

am Boden duckten, nun aber hochsprangen und wie zwei aus dem Nichts erschienene Phantome vor ihr standen.

Sie sah die Uniformen, die Mützen, die Gesichter darunter, warf sich aus der Laufbewegung heraus nach rechts, um zu entkommen, aber genau dieser Bursche, der dort stand, schien Gummiarme zu besitzen, die immer länger wurden.

Er packte Eve! Sein Klammergriff war beinhart. Obwohl Eve alles versuchte und sich auch zurückwarf, konnte sie es nicht mehr schaffen. Der Polizist war einfach zu stark. Und der Mann schleuderte Eve wuchtig zu Boden, so dass sie sich überschlug.

Sie spürte den Aufprall, das Stechen in der Schulter, aber sie wollte nicht aufgeben. Hasserfüllt schrie sie auf und zog mit einer blitzschnellen Bewegung das Messer. Dabei zeigte die Klinge in die Höhe...

Ich war also zum zweitenmal in Richtung Klärwerk gefahren. Fast an der gleichen Stelle stellte ich meinen Bentley ab, stieg aus und war froh darüber, dass es nicht mehr regnete. So konnte ich den Weg trocken zurücklegen.

Diesmal erwartete mich Ziegler an der Metalltreppe, die hoch zu den gewaltigen Bassins führte. Er hielt eine Taschenlampe in der Hand, leuchtete mich an und war happy, als ich vor ihm stand.

»Endlich, Sir, endlich!«

»Okay, Sie haben es geschafft. Aber ich rieche nichts.« Er nickte.
»Ich auch nicht.«

Ich holte tief Luft, um nicht aus der Haut zu fahren. Ein wenig kam ich mir auf den Arm genommen vor. »Hören Sie, Mr. Ziegler, wenn das Einbildung von Ihnen gewesen sein sollte, dann...«

»Nein, nein, Sir, es war keine Einbildung. Das habe ich wirklich gerochen. Ich telefonierte auch mit einem anderen Kollegen, dem war der widerliche Gestank ebenfalls aufgefallen.«

»Jetzt ist er nicht mehr da.«

»Stimmt. Sir, aber er kann wiederkommen.«

»Sind Sie davon überzeugt?«

»Klar.«

»Und wann?«

»Weiß ich nicht.«

»Es wäre also möglich, dass ich mir bei Ihnen hier die Nacht um die Ohren schlagen muss.«

Er grinste schief und auch verlegen. »So schlimm wird es vielleicht nicht kommen.«

Ich schaute auf meine Uhr. »All right, eine Stunde gebe ich mir selbst. Wenn dann nichts geschehen ist, fahre ich wieder.«

»Ja, Sir, das können Sie.« Er drehte sich um und schritt die Treppe hoch. Ich folgte ihm und wusste nicht, was ich von diesem Mann halten sollte. Hatte er sich getäuscht, weil ihm nach dem Knochenfund seine überreizten Nerven einen Streich gespielt hatten? Das durfte eigentlich nicht sein. Dieser Mann war lange genug im Geschäft. Er konnte durchaus den Gestank eines Ghouls von dem des Wassers unterscheiden.

Ich folgte ihm. Jeden unserer Schritte hörte ich auf den Eisenstufen deutlich. Wir erreichten wieder den Steg, wo Ziegler stehen geblieben war, um mich zu erwarten. Fast verschwörerisch schaute er mich an.

»Ist noch etwas?«

»Ja, ich glaubte sogar, blaues Licht gesehen zu haben.«

»Wieso?«

»Da muss irgendwo ein Polizeiwagen vorbeigefahren sein. Das Licht hat sich gedreht...«

»Und jetzt ist es verschwunden?«

»Leider.«

Ich hob die Schultern. »Kommen Sie, Mr. Ziegler, gehen wir in Ihre

Bude.«

»Okay.« Wieder ging er vor. Ich schaute auf die Bassins. Der größte Teil der Oberfläche lag im Dunkeln. Die installierten Lampen waren zu schwach.

Wir hatten Zieglers Bude noch nicht erreicht, als wir bereits das Läuten des Telefons vernahmen. Plötzlich wurde der Schleusenwärter schnell. Er verschwand in seinem Bau und hob ab.

Als ich in der offenen Tür stand, hörte ich noch seine Frage: »Und du bist dir sicher, Burt?«

Die Antwort konnte ich nicht verstehen, aber Ziegler warf mir einen besorgten und gleichzeitig triumphierenden Blick zu, bedankte sich und legte auf. »Da haben wir es!«

»Was haben wir?« fragte ich und betrat die Bude wieder.

»Der Geruch ist wieder da. Burt Quester, mein Kollege von der anderen Seite, rief mich an. Er hatte den Geruch wieder wahrgenommen.«

»Aber wir nicht.«

»Das kann ja noch kommen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Gestatten Sie, dass ich skeptisch bleibe.«

»Klar, ist Ihr gutes Recht, Sir. Aber lassen Sie uns lieber nach draußen gehen. Da riechen wir es früher.«

Ich stemmte mich nicht gegen seinen Wunsch. Auf der Plattform war es zugig. Ein steifer Westwind wehte uns entgegen, fuhr auch über das Wasser, brachte Nässe mit - und einen bestimmten Geruch.

»Na?« fragte mein Begleiter nur. »Ist das fauliges Wasser? Riecht das wirklich so?«

Ich kam mir vor wie ein Parfümspezialist, der eine Geruchsprobe nimmt, als ich die Nase hochzog. Verdammt, Ziegler hatte recht. Hier wehte uns ein Duft entgegen, der ganz anders war als die übrigen Gerüche, die uns umgaben, angefangen vom faulig riechenden Wasser. Der Schleusenwärter schaute mich an. Er wartete auf einen

Kommentar, den konnte er bekommen. »Tatsächlich, es riecht anders.«

»Und wie?«

»Ich würde sagen, das ist ein Duft von Moder...«

»Ja, Sir, das stimmt, und der wird noch intensiver, glauben Sie mir. Ich kenne das.«

In den folgenden Sekunden sprachen wir nicht mehr und konzentrierten uns allein auf den Gestank. Der Wind trug ihn über die Bassins hinweg an unsere Nasen. Er nahm tatsächlich an Intensität zu und wurde so intensiv, dass Ziegler Nase und Gesicht verzog.

»Das stinkt wie nach verfaulten Leichen!«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Auch ich fand keinen anderen Ausdruck für diesen Gestank. Nur konnte ich mir nicht vorstellen, dass hier in der Nähe Leichen lagen, so musste der Gestank einen anderen Grund haben.

Ich dachte wieder an den Knochenfund. Im Geiste sah ich die blanken Gebeine vor mir und brauchte nicht erst großartig zu kombinieren, denn wer so roch, gehörte zu einer bestimmten Gattung von Dämonen. Das war ein Ghoul!

Aber ich sah ihn nicht. Dabei musste er sich in der Nähe befinden, weil eben der Gestank so stark war. Oder es waren mehrere, denn auch der entfernt arbeitende Kollege des Mr. Ziegler hatte den Gestank mitbekommen.

»Na, Mr. Sinclair, was sagen Sie nun?«

Ich hob die Schultern. Ziegler war bleich geworden. Er atmete gepresst. Wahrscheinlich schlug ihm der Gestank auf den Magen. Wäre auch kein Wunder gewesen.

»Was soll ich dazu sagen? Wenn wir beide es nicht besser wüssten, würde ich meinen, dass hier in der Nähe tatsächlich Leichen liegen, die vor sich hin modern.«

»Aber ich habe alles abgesucht. Das stimmt einfach nicht.«

Ich nickte. Hatte es Sinn, hier auf der Plattform stehen zu bleiben? Oder war es nicht besser, wenn ich mich auf den Weg machte und über die breiten Verbindungsstege zwischen den einzelnen Bassins herschritt?

»Wie komme ich zu Ihrem Kollegen?«

Ziegler verzog das Gesicht. »Es ist ein wenig riskant, Sir. Sie können außen um die Bassins herumgehen, aber auch die Verbindungsbrücken und Stege benutzen.«

»Dann werde ich die wohl nehmen.«

Der Schleusenwärter erschrak. »Wollen Sie tatsächlich dort herumirren?« fragte er.

»Soll ich wieder warten, bis der Gestank verschwunden ist?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht.«

»Wenn wir etwas erreichen wollen, Mr. Ziegler, müssen wir in die Offensive gehen. Sie brauchen mir den Weg nicht einmal zu beschreiben. Bleiben Sie nur hier.«

»Wenn Sie wollen.«

»Ja.« Ich hatte bereits nach einem Abstieg Ausschau gehalten und ging auf die Treppe zu, die ich bei meinem ersten Besuch hier auch genommen hatte, um die Gebeine zu bergen.

Am Ende der Stufenreihe blieb ich für einen Moment stehen. In meinem Magen hatte sich ein Klumpen gebildet. Was ich mir vorgenommen hatte, sah zwar leicht aus, es war aber gefährlich. Einen letzten Blick warf ich Ziegler zu, dann machte ich mich daran, in die Tiefe zu steigen. Ich ging sehr vorsichtig, trat behutsam auf, aber die Stufen waren mittlerweile durch den Wind getrocknet worden.

Und dieser Wind wehte weiter. Er brachte nach wie vor den erstickenden Gestank mit, der mir vorkam wie ein Pesthauch, den ein alter Friedhof abgab.

Ich musste mich ein wenig orientieren. Es gab verschiedene Wege,

wie ich an den Becken vorbeikam. Für mich lag der Steg an der linken Seite am nächsten.

Bevor ich ging, warf ich noch einen Blick zurück. Ziegler stand auf dem Steg und hatte sich gegen das Gitter gelehnt. Er schaute zu mir herab. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte ich die Sorge in seinem Gesicht. »Halten Sie nur die Stellung!« rief ich ihm zu. »Alles andere mache ich.«

»Viel Glück, Sir.«

Das konnte ich tatsächlich brauchen. Aus der Nähe betrachtet, waren die Stege doch ziemlich schmal. Und jeder von ihnen glänzte nass. Dort lag nicht nur die Feuchtigkeit, ich musste auch damit rechnen, auf eine Moos-oder Algenschicht zu treten.

Zwischen zwei Bassins schritt ich entlang. Ich schaute nicht nur vor meine Füße, auch nach links und rechts, weil ich damit rechnen musste, dass der Ghoul oder wer immer den Gestank abgab, möglicherweise aus dem Wasser steigen würde.

Die Intensität des Leichengestanks blieb. Wenn es nur ein einzelner Ghoul war, musste er verdammt mächtig sein, wenn er ein so großes Areal mit seinem Zeichen bedeckte.

Ich kam gut voran und erreichte auch den nächsten querlaufenden Steg, der zwei Bassins an seiner Schmalseite trennte. Hier konnte ich mich auch an einem Gitter festhalten. Ich drehte mich wieder um und sah den Schleusenwärter winken.

Ich grüßte zurück.

»Alles okay, Sir?«

»Noch.«

»Gut.« Er hob die Arme und hatte die Hände zu Fäusten geballt. Wieder lief ich auf diesem gefährlichen, schmalen Weg weiter. Links von mir sah ich höhere Gebäude. Sie wirkten wie übereinandergestellte flachdachige Barackenbauten. Was dort untergebracht war, konnte ich nur ahnen. Wahrscheinlich die

Energiezentrale der Kläranlage. Schritt für Schritt näherte ich mich der anderen Seite. Meine Rückenhaut zog sich zusammen, ich wusste, dass eine Gefahr auf mich lauerte, aber ich hatte keine Ahnung, wo sie sich versteckt hielt. Und das war eben das Fatale.

Insgesamt sechs Becken lagen innerhalb dieses Bereichs parallel zueinander. Zwei hatte ich glücklicherweise hinter mir gelassen. Jetzt nahm ich den Weg zwischen den beiden letzten in Angriff. Auch ihn schaffte ich. Die Wasserflächen zu beiden Seiten blieben ruhig. Dort hielt sich kein Gegner verborgen, der mich attackieren wollte. Die letzten Yards legte ich schneller zurück, um aufzuatmen, als ich den Steg aus Metall erreichte.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Meine Knie zitterten ein wenig. Auch der Rücken war nass, nicht vom Regen, sondern vom Schweiß. Nicht weit entfernt brannte eine Lampe. Sie schuf einen bleichen, bläulich schimmernden Lichtkreis, der aber die Wasserfläche nicht erreichte. In der Nähe führte eine Metalltreppe zum oberen Laufsteg. Dort musste sich der zweite Schleusenwärter aufhalten. Ich erklomm die Leiter, brachte auch die letzte Stufe hinter mich und hatte plötzlich das Gefühl, mit beiden Beinen in einer modrigen Gruft zu stehen. So intensiv und widerlich war der Gestank geworden.

Befand sich der Ghoul in der Nähe? Plötzlich wurde ich vorsichtig und war auch innerlich angespannt. Ich griff unter meinen Mantel und holte die Beretta hervor.

Ghouls, so schrecklich sie auch waren, sind Wesen, die man mit geweihten Silberkugeln bekämpfen kann. Dagegen besaßen sie keine Abwehrchancen.

Alles in meiner unmittelbaren Umgebung bestand aus Metall, hauptsächlich Stahl, und glänzte matt. Auch die äußere Umrandung der Bude, wo sich der zweite Schleusenwärter namens Burt aufhielt. Er hätte mich schon längst hören und sehen müssen, aber er blieb in seiner Bude.

Ich schreckte hoch, als ich das Klingeln des Telefons vernahm. Das Geräusch drang aus dem kleinen Häuschen, aber es ging niemand an den Apparat. Dafür lief ich hin.

Mein Herz schlug schneller. Ich stand sehr bald an der Tür, riss sie auf, sah aber nichts Verdächtiges, nur einen menschenleeren Raum. Das Telefon stand auf dem Tisch. Ich hob ab und meldete mich. Zusammen mit einem scharfen Atmen vernahm ich die Stimme des Schleusenwärters Ziegler. »Sie heben ab, Sir?«

»Ja, ich bin der einzige momentan.«

»Und wo steckt Burt Quester?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Zu Gesicht bekommen habe ich ihn noch nicht.«

»0 verdammt!« Ich konnte mir gut vorstellen, wie sich Ziegler jetzt die Haare raufte. »Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, meine ich.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

»Und der Gestank?«

»Hat sich intensiviert.«

»Bei mir nicht.«

»Gut, dann halten Sie weiter die Stellung, Mr. Ziegler, während ich mich hier umschaue.« Ich hatte keine Lust mehr, großartige Gespräche zu führen. Da hätte ich zu stark einatmen müssen, und das wollte ich mir bei diesem Geruch ersparen.

Ich legte auf, drehte mich um - und bekam große Augen. Außen schob sich am Fenster der Stahlbude etwas in die Höhe. Eine glatte, widerliche Schleimfront, wie ich sie schon bei Ghouls oft genug gesehen hatte. Das wäre nicht einmal das Schlimmste gewesen.

Innerhalb des Gewebes sah ich einen Menschen. Er war erstickt, hing dort mit ausgebreiteten Armen und Beinen, und sein Gesicht hatte einen fürchterlich gequälten Ausdruck angenommen.

Das musste Burt Quester sein, denn er trug fast die gleiche

Kleidung wie sein Kollege Ziegler. Und der Schleim drückte den Toten so hart gegen eine Scheibe, dass sie zerbarst...

Eve Bennet lag auf dem Rücken, die Klinge stach in die Höhe, und die beiden Polizisten starrten sie an.

»Keinen Schritt mehr weiter!« schrie das Mädchen. »Rührt euch nicht, ihr verdammten Bullen, sonst steche ich zu!«

Die Beamten gehörten zur jüngeren Generation. Sie waren kaum älter als Eve. Jetzt warfen sie sich Blicke zu, die ein wenig ratlos wirkten. Einer der Polizisten schüttelte den Kopf und sagte: »Mach doch keinen Unsinn, Mädchen!«

Eve lachte rauh. »Und ob ich Unsinn machen werde«, flüsterte sie. »Ihr sollt abhauen.«

»Nein!«

»Wollt ihr sterben?«

»Wie unser Kollege!«

Sie lachte. »Ist er denn tot?«

»Das wissen wir nicht genau, aber wir haben den Auftrag bekommen, dich zu jagen und wieder zurückzubringen. Du kannst dir vorstellen, dass wir ihn auch ausführen.«

Einer jeweils redete nur. Er lenkte Eve damit ab, so dass der andere eingreifen konnte. Der ließ sich die Chance nicht entgehen. Während des verbissen geführten Dialogs war er einen kleinen Schritt näher an Eve herantreten. Urplötzlich trat er zu.

Er gehörte zu den Beamten der Londoner Polizei, die bei der Nahkampfausbildung besonders gut abgeschnitten hatten. Es gelang Eve nicht, die Hand mit dem Messer vor dem blitzschnell geführten Tritt in Sicherheit zu bringen. Voll wurde sie am Gelenk getroffen. Sie schrie vor Schmerz und Wut auf. Das Messer machte sich plötzlich selbständig, wirbelte aus ihrer Faust, überschlug sich in der Luft und prallte irgendwo hinter ihr zu Boden.

Eve wollte nicht aufgeben. Sie warf sich herum, robbte über den Boden und wollte das Messer wieder an sich nehmen.

Der Nahkämpfer war schneller. Er stürzte sich auf Eve Bennett, bekam sie zu fassen und riss sie in die Höhe, auch wenn sie noch so tobte und schrie. Dabei wehrte sie sich. Das Messer hatte sie verloren, aber sie schlug mit beiden Händen um sich. Ihre Fingernägel wurden plötzlich zu gefährlichen Krallen, die Arme zu »Windmühlenflügeln«. Der Polizist war von dieser plötzlichen Wildheit überrascht. Er konnte nicht allen Hieben ausweichen. Ein Treffer fegte ihm die Mütze vom Kopf. Deshalb war er etwas irritiert, so gelang es Eve, sich mit einer heftigen Bewegung aus seinem Griff zu befreien. Augenblicklich stürzte sie nach vorn. Laute der Wut drangen dabei aus ihrem Mund. Sie war ein Mensch, der nie aufgab, der lieber verbissen fightete, auch wenn er dabei unterging.

Aber der zweite Beamte hatte aufgepasst. Sie wandte ihm den Rücken zu und sah nicht, wie er sich abstieß. Nur die Folge spürte sie knochenhart. Der Mann flog durch die Luft. Die Arme hatte er ausgestreckt, die Hände zu Fäusten geballt, und sie rammte er in den Rücken des fliehenden Mädchens.

Es war ein Treffer wie ein gewaltiger Donnerschlag. Eve Bennett spürte den Aufprall, dem die Schmerzstiche hoch bis in den Hals folgten. Sie flog nach vorn, stolperte und verlor das Gleichgewicht. Plötzlich lag sie wieder am Boden, schlug mit dem Gesicht in den Kies. Die Nase hatte etwas abbekommen. Blut rann aus ihr hervor. Sie wälzte sich auf den Rücken - und sah den Schatten.

Der Schatten wurde zu einem Menschen, und der prallte auf sie. Ein langgezogenes »Oooohhh!« drang aus dem Mund des Mädchens. Eve verlor die Übersicht, sie hörte die zischende Stimme des Polizisten, nur verstand sie seine Worte nicht. Kurze Zeit später, als er sie in die Höhe riss, wurde ihr bewusst, was er sagte.

»Dir werden wir es zeigen, du verfluchtes Weibsbild!« Es war ihm

gelingen, ihre Anne nach hinten zu ziehen, sie gleichzeitig zu drehen und sie so festzuhalten.

Noch immer wehrte sie sich. Sie trat um sich, traf auch das Schienbein des Polizisten, hörte ihn stöhnen und gleichzeitig fluchen. Er verstärkte den Drehgriff.

Da schrie Eve. Sie hatte das Gefühl, jemand wäre dabei, die Arme aus den Schultergelenken zu reißen. Sie wollte diesen stechenden Schmerz kein zweites Mal erleben, deshalb stand sie plötzlich still und erschlaffte im Griff des Mannes.

»Das war's dann wohl, du verdammte Wildkatze!« hörte sie die Stimme des zweiten Mannes. Er hatte sich vor ihr aufgebaut und funkelte sie an. Sein Blick war hart und gleichzeitig gierig, denn durch die Rückenlage schoben sich Eves vordere Proportionen auf den Betrachter zu. Der Polizist wischte über seine Augen. Er nickte seinem Kollegen zu.

»All right, schaffen wir das Biest zum Wagen!«

»Mit Vergnügen.« Eve wurde herumgeschleudert, und dies so heftig, dass sie den Kontakt mit dem Boden verlor und ihre Beine in eine kreisförmige Bewegung gerieten.

Sie konnte nicht nur ihren Wagen sehen, auch den der Polizisten. Er stand hinter dem Renault.

Eve sah ein, dass sie gegen diese beiden kräftigen Männer keine Chance hatte. Für sie gab es nur eine Möglichkeit, um einer Verurteilung zu entkommen. Sie musste Hilfe holen.

Wer konnte helfen? Nur ihr Freund!

Sie atmete tief ein, und auf einmal schmeckte sie Fäulnis, Moder, Grab

... Der Ghoul war in der Nähe.

Ihr Herz schlug wild. Er musste bemerkt haben, dass man ihr etwas antun wollte und war bereits auf dem Weg.

Auch die Polizisten hatten etwas bemerkt. Sie stoppten. Der

Uniformierte vor dem Mädchen drehte sich zu seinem Kollegen und zu Eve um. Sein Gesicht zeigte Abscheu. »Riechst du das auch?«

»Ja.«

»Was ist das denn?«

Eve gab die Antwort. Sie stand gebückt, nun hob sie den Kopf und begann zu lachen. »Es ist mein Freund, der sich euch nähert. Ihr seid verloren, ihr seid...«

»Welcher Freund? Stinkt der?«

»Vielleicht.« Sie schaute den vor ihr stehenden Frager aus großen Augen an.

»Die ist verrückt«, sagte der andere Polizist. »Die kann nicht mehr normal sein.«

»Ich bin es aber.«

»Los, in den Wagen mit dir!« Der andere drückte sie vor, und sie taumelte auch weiter.

Der Ghoul hatte sich nicht blicken lassen. Wusste er vielleicht nicht, in welcher Lage sich seine Freundin befand? Sie musste es ihm klarmachen.

Eve riss den Mund weit auf. Einen Wimpernschlag später drang ihre gellende Stimme durch die Finsternis. »Hilf mir doch! Verdammt noch mal, hilf mir...!«

Sie hatte selbst die beiden Polizisten mit diesem Schrei überrascht. Die Männer blieben stehen und starrten sich an. Auf ihren Gesichtern zeichnete sich die Gänsehaut ab. Sollten sie es glauben, oder war es nur ein Bluff?

Es war keiner. Nicht weit entfernt befand sich, zwischen den beiden abgestellten Wagen, ein Gullydeckel. Und der schoss wie eine Rakete in die Höhe. Die sich unter ihm befindliche Urgewalt hatte ihn voll getroffen. Er jagte in die Finsternis hinein, war plötzlich nicht mehr zu sehen, und der zweite Polizist versuchte, in die Deckung des Streifenwagens zu rennen. Vergeblich.

Sein Schrei war mörderisch, als der Gullydeckel ihm die linke Schulter zerschmetterte. Diese mörderische Wucht riss ihn zu Boden. Er stieß nicht einmal einen Schrei aus, das übernahm der zweite Polizist, der Eve festhielt.

Er schrie nicht nur wegen dieser schrecklichen Sache mit dem Gullydeckel. Noch etwas anderes passierte. Wie eine gewaltige Wolke quoll eine schleimige, nach Verwesung stinkende Masse aus dem Gully und klatschte wogenartig auf den leblosen Körper, um mit seiner furchtbaren Tat zu beginnen...

Der Schleim kam und mit ihm der Tote!

Der Druck war so gewaltig, dass nicht allein das Fenster aus dem Rahmen flog, auch die gesamte Konstruktion verbog sich. Die aus Metall bestehende Bude wackelte beträchtlich. Meine Chance, der Ghoulmasse zu entweichen, wurde immer geringer. Noch war die Tür frei, die Möglichkeit nutzte ich.

Ich warf mich herum und rannte wie ein Irrwisch auf das offene Rechteck zu. Für den Toten konnte ich nichts mehr tun. Es war wichtig, dass ich dem verfluchten Ghoul entkam.

Mit einem weiten Sprung erreichte ich die Plattform, blieb dort stehen und schaute wieder zurück.

Der Körper war in das Haus hineingepresst worden. Er lag jetzt auf dem Boden und schwamm im Schleim.

Ich hielt die Beretta fest, drückte mich nach links und zielte auf die Masse. Zweimal schoss ich. Beide Silberkugeln jagten mit klatschenden Geräuschen in das weiche Zeug hinein. Der Faustschlag-Effekt folgte. Mir kam es vor, als hätte ich mit einer Hand hineingedroschen. Da spritzte der Schleim weg, die Tropfen blieben irgendwo kleben, und ein Teil der Masse zog sich sofort zurück.

Jedoch nicht alles. Dort, wo die Kugeln eingeschlagen waren und

ihre Wirkung hatten entfalten können, begann der Schleim in Windeseile auszutrocknen und zu kristallisieren.

Eine grünlich schimmernde Schicht blieb am Boden zurück. Sie strömte einen penetranten Geruch aus. Mir wurde in diesen Augenblicken klar, dass das gewaltige Wesen es schaffte, die verletzten Teile seines Riesenkörpers abzutrennen. Und das war neu.

Allen Ghouls, die bisher meinen Weg gekreuzt hatten und von mir bekämpft worden waren, war es nicht gelungen, der Kraft einer geweihten Silberkugel zu entkommen. Hier war es anders. Ich hatte keine Zeit mehr, näher darüber nachzudenken, da ich sehen wollte, was mit dem übrigen Körper des widerlichen Wesens geschah. Zudem wollte ich auch wissen, woher er gekommen war. Jedenfalls nicht aus den Bassins, die ich vorhin passiert hatte. Er war auf der anderen Seite des Stegs aufgetaucht.

Ich entfernte mich von der fressenden Bestie, blieb vor dem Gitter stehen und schaute nun in die entgegengesetzte Richtung. Was ich dort sah, ließ meine Knie zittern und mein Herz schneller schlagen. Aus welchen Öffnungen die riesige Schleimhaut überall gequollen war, konnte ich nicht sehen. Jedenfalls war sie gewaltig, und sie bedeckte die Bassins wie ein großes, in die Länge gezogenes Tuch aus grünweißem Schleim. Zahlreiche Arme breiteten sich noch tentakelartig aus, so dass sie fühlen und fassten wie Greifer. Sie tasteten sich voran, suchten nach Opfern. Mich erinnerte dieser Ghoul an einen plattgeschlagenen Riesenkraken. Er hatte sich gezeigt und voll zugeschlagen. Das Gelände hier gehörte jetzt ihm allein.

Und mich würde er auch noch schaffen.

Ghouls sind Wesen, die sich von Leichen ernähren. Noch lebende Opfer mussten von ihnen also zuvor getötet werden, ehe sie sie verschlingen konnten. So war es auch mit Burt geschehen. Von ihm würden nur mehr Knochen zurückbleiben. Ebenso blank wie die von mir gefundenen. Ein Ghoul merkt immer, wenn sich ein Mensch in

seiner Nähe befindet. Damit musste auch ich mich abfinden. Wie ich ihn einschätzte, würde er versuchen, mich zu packen.

So wertvoll meine Silberkugeln auch oft genug waren, diesmal konnte ich sie vergessen. Eine Waffe, mit der ich den Ghoul besiegen würde, war mir noch nicht untergekommen. Wahrscheinlich würde auch mein Kreuz nicht viel bringen, wenn ich es in die Masse schleuderte. Hätte ich mich auf einer normalen Ebene befunden, wäre es mir nicht schwergefallen, dem Ghoul vorerst zu entkommen. Aber nicht in diesem verdammten Labyrinth aus Stegen, Bassins, Gittern und Treppen. Da er die Hindernisse leichter überwinden konnte als ich, war er auch immer schneller. Trotzdem lief ich.

Der Weg zu Ziegler zurück war mir versperrt. Ich nahm einen anderen, mir bisher nicht bekannten und lief in die Richtung, wo ich die Gebäude gesehen hatte.

Vielleicht gab es da eine Möglichkeit, dem Grauen zu entweichen. Zudem würde ich ihn niemals allein besiegen können. Ich musste so rasch wie möglich Unterstützung herbeitelefonieren. Wie in einem japanischen Monsterfilm kam ich mir vor. Nur wurde ich nicht von Godzilla gejagt, sondern von einem Wesen, das möglicherweise noch schlimmer war.

So schnell wie möglich setzte ich meine Schritte. Die Echos hallten über den Steg. Während des Laufens drehte ich mich um und bekam einen weiteren Schreck.

Die Masse hinter mir wellte sich in die Höhe. Sie wurde zu einem düsteren, stinkenden Berg aus Schleim, so dass ich den Eindruck bekam, gegen den oberen Teil eines haarlosen Kopfes zu schauen. Ich rannte weiter. So ungewöhnlich lang kam mir der Steg vor. Und der Ghoul jagte mich weiter.

Meine Furcht vor ihm wuchs. Das Herz schlug noch höher im Hals. Ich spürte auch den Schweiß auf meinem Körper, sah rechts von mir weitere Becken, diesmal rund angelegt, und passierte wieder eines

der Schleusenwärterhäuschen.

Schließlich erreichte ich das Ende des langen Stigs. Natürlich begann dort wieder eine Treppe, die dem normalen Grund entgegenführte. Sie endete auf einem kleinen Parkplatz, wo nur ein alter Ford abgestellt worden war.

Ich jagte die Stufen hinab. Noch immer schlug mein Herz wie verrückt, aber ich war der ersten großen Gefahr entwischt. Und diese Tatsache beruhigte mich einigermaßen.

Nach Luft schnappend blieb ich stehen. Die barackenähnlichen Bauten waren mit dem normalen Gelände der Wasseraufbereitung durch starke Rohre verbunden, die nicht weit von mir entfernt eine Brücke bildeten. Zwei Strahler schleuderten ihre hellen Lanzen dagegen. Über den Rohren wallte ein dünner Nebelfilm.

Die Chance, Hilfe zu holen und eine Alarmmeldung abzugeben, bot sich mir nur in meinem Bentley. Zu Ziegler konnte ich nicht zurück, ich hätte ihn ebenfalls in starke Gefahr gebracht, so blieb mein Wagen. Himmel, hätte ich das geahnt, hätte ich ganz andere Geschütze aufgefahren. So aber musste ich mich auf mich selbst verlassen. Ghouls machen keinen Lärm. Sie können sich lautlos bewegen. Nur ihr Geruch verrät, wie nahe sie einem potentiellen Opfer schon sind. Hier hielt sich der Gestank in Grenzen. Der Ghoul musste sich vorerst zurückgezogen haben.

Die Zentrale schien nicht besetzt zu sein, was ich mir eigentlich nicht vorstellen konnte. Zudem brannte in ihrem Innern auch Licht. Es schimmerte gelb durch die schmalen Fenster, die sich dicht unter der Kante des Flachdachs befanden.

Einen Eingang oder eine Tür entdeckte ich an dieser Seite nicht. Sehr schnell umrundete ich die Energiezentrale und sah mir deren Vorderseite an. Meine Vermutung bewahrheitete sich. Hier wurde in der Nachtschicht gearbeitet. Zudem parkten vor dem Gebäude zahlreiche Wagen, die wohl den Mitarbeitern gehörten.

Einen Eingang entdeckte ich ebenfalls. Er bestand aus einer großen Stahltür, die im oberen Drittel einen Glaseinsatz aufwies. Die Männer, die hier arbeiteten, besaßen auch ein Telefon mit Außenanschluss. So brauchte ich nicht bis zu meinem Wagen laufen, was wiederum viel Zeit gekostet hätte.

Die Tür war nicht verschlossen. Ich betrat eine mächtige Halle, in der Turbinen und große Motoren auf Betonsockel standen. Die hier arbeitenden Menschen wirkten dagegen wie Zwerge. Einer, der einen grauen Kittel trug und sich eine Thermosflasche unter den Arm geklemmt hatte, starrte mich zuerst an wie einen Geist, dann kam er schnell näher, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich auch dabei, denn er wurde wütend.

Klar, ich war als Unbefugter eingetreten und hatte die Warnung vor der Tür bewusst überlesen.

»Raus!« fuhr er mich an. Er musste so laut rufen, weil er das ständige Summen der Turbinen und Motoren übertönen wollte. Sein rechter Zeigefinger deutete dabei zur Tür.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. Im Licht der hellen Leuchtstofflampe konnte er die Schrift gut entziffern. »Polizei?« fragte er.

»Ja.«

»Was wollen Sie denn?«

»Telefonieren. Wer ist hier der Boss oder der Schichtleiter?«

»Das bin ich.«

»Okay, wie heißen Sie?«

»Alan McPherson.«

»Okay, Mr. McPherson. Was immer hier auch geschieht und noch geschehen wird, behalten Sie die Fassung. Verlassen Sie mit Ihren Männern die Halle!«

Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, weshalb denn?«

»Das werde ich Ihnen später vielleicht mitteilen. Aber jetzt brauche

ich ein Telefon.«

»Kommen Sie mit.« Zum Glück stellte er keine Fragen mehr. Die hier arbeitenden Männer hatten auch keine Ahnung, in welcher Gefahr sie sich befanden, denn der Gestank des Ghouls war nicht bis zu ihnen hingedrungen.

McPherson führte mich zu einer elektronisch überwachten Energieanlagenstraße. Die Männer der Nachtschicht saßen davor. Jeder beobachtete seinen Teilbereich. In einem Extraraum, einem Glaskasten, befand sich ein automatischer Prozessrechner und auch der dazugehörige Drucker, der laufend die Ergebnisse der Kontrolle ausgab. Überwacht wurde er von einem Mann, der uns einen kurzen Blick zuwarf.

Da hier die Arbeit normal ablief, nahm ich an, dass die Männer von der außergewöhnlichen Gefahr noch nichts bemerkt hatten. Das gab ihnen noch eine Chance.

Wir schritten am Steuerleitstand vorbei. McPherson war ein breitschultriger Mann, der sich bestimmt von der Pike auf hochgedient hatte. Die anderen Arbeiter saßen locker auf ihren Stühlen, für mich hatten sie kaum einen Blick übrig.

Es waren genau fünf Leute, mit dem Mann im Kontrollraum sechs. Ein dunkler Schreibtisch war unser Ziel. Auf ihm stand auch ein grünes Telefon. McPherson räumte einige Papiere zur Seite und deutete auf den Drehstuhl. »Bitte, setzen Sie sich, Mr. Sinclair.«

Ich konnte ihn schlecht wegschicken, da er hier die Verantwortung trug. Wenn er das Gespräch mithörte, war es auch nicht schlimm, dann ersparte ich mir einen Teil der Erklärungen.

Ich hatte das Gefühl, auf einem Pulverfass zu hocken, an dem die Lunte schon brannte. Den Hörer hielt ich bereits in der Hand, als es geschah und alle überrascht wurden. Ich einschließend.

Ein peitschender Knall durchjagte die Halle. Ich wirbelte auf dem Stuhl sitzend herum und sah etwas gegen die Decke fliegen. Es war

eine breite und große Metallplatte, die irgendwo im Boden eingelassen worden war. Sie hatte aus der Tiefe her Druck bekommen, denn die Schleimmassen des Monster-Ghouls waren nicht zu stoppen. Die Abdeckplatte aus Metall war gegen die Decke geschleudert worden und fiel wieder nach unten. Zum Glück traf sie keinen Menschen, dafür einen der großen Generatoren. Sie schlug ein wie eine Bombe. Plötzlich sprühten Funken auf, die Kreise in der Luft bildeten und vom Zucken kleiner Flämmchen begleitet wurden.

Das sah böse aus. Aber noch schlimmer war das, was sich aus der Tiefe schob. Eine Masse aus Schleim und Gestank.

Kein Arbeiter saß mehr auf seinem Platz. Die Männer waren in die Höhe gesprungen. Sie starrten aus weit geöffneten Augen die Masse an, die ihnen entgegenquoll, auf den Boden klatschte und zu einer rollenden Woge wurde.

Ich handelte als erster. »Raus!« Meine Stimme überschlug sich fast, als ich McPherson am Oberarm packte und ihn wegschleuderte. Wenn ich richtig rechnete, blieben uns höchstens Sekunden... Der Schichtleiter hatte begriffen. Er wusste zwar nicht, um was es genau ging, aber er jagte auf seine Leute zu und scheuchte sie hoch. Aus dem kleinen Rechenraum kam der Diensthabende hervor, er wurde ebenfalls von McPherson angeschnauzt und rannte in Richtung Ausgang. Ich war auch nicht stehen geblieben. Mit wilden Armbewegungen gab ich McPherson zu verstehen, dass er sich endlich verziehen sollte. Der blieb jedoch stehen, schaute mich fassungslos an und schüttelte den Kopf.

»Weg, Mann!«

»Und Sie?«

»Ich komme auch!«

Er traute mir nicht so recht. Ich machte es hart und stieß ihn an. Jetzt stolperte er auf die Tür zu, während ich noch blieb. Okay, mit der Silberkugel hatte ich es nicht geschafft. Ob das Kreuz besser

reagierte, war noch fraglich, aber ich wollte es einfach versuchen und zog es unter meiner Kleidung hervor.

Vor mir breitete sich der Ghoul aus. Kniehoch lag die Schleimschicht über dem Boden, die immer mehr Nachschub und Druck bekam, so dass sie sich auf mich und den Ausgang zuwälzen konnte. Mir wurde heiß und kalt zugleich. Die Masse überspülte die Maschinen, sie bedeckte den Fußboden, nichts war vor ihr sicher, und ich schaute mein Kreuz an.

Der Monster-Ghoul war ein schwarzmagisches Geschöpf. Dementsprechend musste auch mein Kreuz reagieren, das ich ihm entgegenhielt. Viel tat sich nicht. An seinen Enden zuckte und flackerte es, ich spürte die Erwärmung und hatte nicht mehr viel Zeit, etwas zu unternehmen.

Der Ghoul war schlau. Er hatte bemerkt, dass ich in eine bestimmte Richtung schaute. Deshalb handelte er. Von der Seite her, für mich nicht sichtbar, war ein Teil seiner Masse lautlos an mich herangeglitten - und packte urplötzlich zu.

Mein Fuß steckte auf einmal fest. Die Masse ringelte sich nicht allein um den Knöchel, auch um das Bein, und zwar hoch bis zur Wade. Ich spürte den Druck, den plötzlichen Ruck und hörte den verzweiferten Ruf des Schichtleiters.

»Was machen Sie denn da, Sinclair?«

Ich tat nicht viel. Lag nur am Boden und wartete darauf, dass mich der Ghoul tötete und dann verschlang...

Obwohl der Polizist seinen Griff gelockert hatte, dachte Eve Bennett nicht im Traum daran, sich von seinen Händen zu befreien. Was vor ihr geschah, war einfach zu faszinierend und schrecklich. Der Ghoul hatte den Toten erwischt und überschwemmt. Piranhas und er waren ein Unterschied wie Tag und Nacht. Trotzdem wiesen beide Gemeinsamkeiten auf, denn der Ghoul begann damit, das Opfer

aufzulösen. Er zerstörte es, so dass nur noch Knochen zurückblieben. Und das sah auch der zweite Polizist. Der junge Mann erlebte einen nie enden wollenden Alptraum. So etwas Furchtbares hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Er schrie, jammerte, keuchte und zitterte in einem. Dabei schüttelte er den Kopf, sein Gesicht war von Schrecken gezeichnet, und mit einer fast widerwilligen Geste stieß er Eve zur Seite. Sie wankte so weit zurück, dass auch sie in den Kontakt mit dem Schleim geriet, und der Polizist mit lauter Stimme schrie: »Auch du sollst sterben, verdammt!«

Sie starb nicht, denn sie lachte und zog gemächlich das erste Bein aus der Lache.

Als wäre alles normal, ging sie davon. Dabei sprach sie den Beamten noch an. »Er ist mein Freund, du hirnlloser Bulle. Mein Freund, der Ghoul!«

Ihr Freund, der Ghoul!

Das war irre. Dieses Mädchen nannte den sich ausbreitenden Schleimberg einen Freund! So etwas konnte nicht wahr sein! Der junge Beamte ging einen Schritt vor. »Freund?« schrie er.

»Ja, mein Freund.« Sie tanzte fast. Ihre Augen glänzten, und sie breitete die Arme aus, als wollte sie die Schleimmasse umfassen. Es war draußen dunkel, aber im Innern der Masse schien ein Licht zu glühen, denn die Zeugen bekamen mehr von dem schrecklichen Vorgang mit, als einem von ihnen lieb sein konnte.

Er sah seinen Kollegen sterben. Entdeckte plötzlich unter der Masse gelb wirkende Knochen und schüttelte sich vor Angst. Eve aber hatte ihre Freude. Auch der zweite Bulle sollte zu einem Opfer werden, das hatte sie sich fest vorgenommen. Der Mann achtete nicht auf sie, nur auf den Ghoul, so hatte das Mädchen freie Bahn. Sie bewegte sich mit lautlosen, panthergleichen Schritten voran und ging wie auf Samtpfoten. In ihren Mundwinkeln lag das Lächeln wie festgeklebt. Die rechte Hand war bereits zur Klaue geöffnet. Mit

einem sicheren Griff wollte sie das Messer an sich nehmen.

Niemand hielt sie auf. Unangefochten konnte sie die Klinge aufheben und sich drehen.

Der Polizist war zurückgegangen, er hatte seine erste Panik überwunden und wollte fliehen, das aber konnte Eve Bennett einfach nicht zulassen. Deshalb sprach sie ihn an. »He, Bulle!«

Er stoppte, drehte sich um und sah vor sich eine junge Frau, die den rechten Arm bereits erhoben hatte. Sie war wurfbereit, und sie schleuderte die Klinge.

Der blitzende Stahl zerschnitt die Luft. Es war ein tödlicher Gruß, unheimlich kraftvoll geschleudert, so dass der Polizist keine Chance bekam, ihm zu entgehen.

Er riss im letzten Augenblick den Mund auf, streckte auch seinen rechten Arm aus, aber über seine Hand hinweg raste das Messer. Aus dem verzweifelten Angstschrei wurde nicht einmal ein Röcheln. Mit der Waffe in der Brust taumelte er zurück, bewegte sich dabei immer mehr auf den Ghoul zu und trat nach dem vierten Schritt in die Schleimasse hinein, die ihn sofort umschlang.

»Nimm ihn, mein Freund!« schrie Eve. Sie schaute mit glänzenden Augen dem unbeschreiblichen Vorgang zu und rieb dabei noch ihre Hände gegeneinander. Als sie sicher war, dass alles so ablaufen würde, wie sie es sich vorgestellt hatte, lief sie zum Streifenwagen und riss die Fahrertür auf.

Sie vernahm die quäkende Stimme eines Polizisten aus der Zentrale. Er rief nach den beiden Beamten und sollte sich zunächst einmal wundern. Eve schaltete um. »Hör zu, du Oberbulle! Deine beiden Schützlinge sind geschluckt worden. Wenn du Lust hast, kannst du kommen und ihre Knochen einsammeln. Ich und mein Freund, der Ghoul, werden jetzt das Kommando übernehmen. Klar?«

Es machte ihr Spaß, auch noch die Antwort abzuwarten. »Hören Sie mal, was soll das heißen?«

»Hast du mich nicht verstanden?«

»Ja, nein, sicher. Aber...«

»Sie leben nicht mehr, deine kleinen Mistkäfer.«

»Sind sie Eve Bennett?«

»Ja.«

»0 verdammt. Sie werden...«

»Ach, halt dein Maul!« Ohne das Gerät abzuschalten, nahm Eve die Kelle und drosch auf die Anlage so lange ein, bis die Kelle verbogen war und aus den Apparaturen Funken sprühten. Dann erst drehte sie sich wieder um.

Mit kleinen Schritten näherte sie sich dem Schauplatz des Geschehens. Auf ihrem Kirschmund lag ein wissendes Lächeln. Eigentlich brauchte sie nicht mehr hinzusehen, sie tat es trotzdem, da sie wissen wollte, ob der Ghoul seine dämonische Pflicht getan hatte.

Er hatte es. Selbst von dem letzten Polizisten waren nur bleiche Gebeine zurückgeblieben.

Eve Bennett aber freute sich. »Du bist mein Freund, ich habe es immer gewusst und nun bestätigt bekommen. Du bist mein einziger, mein wahrer Freund in dieser verdamnten Stadt. Und du bist unbesiegbar. Wir werden es den Ignoranten zeigen. Wir werden sie niedermachen. Jawohl, niedermachen, und auch du wirst deine dämonische Freude daran haben, das kann ich dir versichern.«

Dann ging sie wieder zurück. Auf ihrem Gesicht lag ein wildes Lächeln, die Augen glänzten, sie hatte es geschafft - endlich. Der Ghoul lag vor ihr. Flach, höchstens kniehoch. Eine breite Masse, die lebte, so unvorstellbar dies auch war. Und die ihr Freund war!

Sie atmete tief ein, hörte sich selbst keuchen und warf noch einen Blick in die Runde. Noch war sie allein, aber das würde nicht mehr lange dauern. Irgendwann hatten die anderen Bullen spitz bekommen, wo sich ihr Standort befand, und sie würden herbeieilen, um alles

einzusetzen, was ihnen zur Verfügung stand.

Eve lachte leise, als sie daran dachte. Sie sollten ruhig schießen. Sie konnten ihre Kugeln in die Masse hineinjagen, es würde nichts, aber auch gar nichts geschehen.

Lange genug hatte der Ghoul im Verborgenen gelauert. Das war nun vorbei. Endlich konnte er sich zeigen, und er würde nicht nur hier am Ort bleiben. Eine Millionenstadt konnte er unter seine Kontrolle bringen, und diese Kontrolle würde er mit ihr, Eve Bennett, die immer verlacht oder als naiv ausgeschimpft worden war, teilen.

»Freund!« rief sie laut. »Mein Freund, der Ghoul. Kannst du mich hören?«

Sie hatte zwar immer mit ihm gesprochen, aber nie direkt eine Antwort bekommen. Auch jetzt nicht. Aber der Ghoul reagierte trotzdem. Und das warnte sie, denn diese Art hatte sie noch nie zuvor mitbekommen. Er zuckte regelrecht zusammen, gleichzeitig wellte sich ein Teil seines schleimigen Körpers auf, so dass eine Blase entstand. Was war das?

Eve Bennett wusste es nicht, sie konnte es nicht ahnen und hoffte, dass sich ihre Vermutungen nie erfüllen würden.

Aber der Ghoul reagierte, und es entstand das Wesen, von dem Eve immer geträumt hatte. Der Super-Ghoul!

Ich schwebte plötzlich in Lebensgefahr, nachdem es dem schleimigen Dämonenwesen gelungen war, mich zu umklammern.

Noch nie zuvor hatte ich von Menschen gehört, die einem Ghoul entkommen waren. Wenn er sie einmal hatte, ließ er sie auch nicht wieder los. Er tötete sie, um sie anschließend zu vernichten. Mit mir hatte der Ghoul das gleiche vor. Ich spürte den Druck an meinem Knöchel, ich hörte die aufgeregten Rufe der Arbeiter, und ich sah vor mir die gewaltige Schleimmasse, die aus dem Untergrund hervorgequollen war.

Der Ghoul sah jetzt aus wie eine große Blase mit einer sehr dicken, undurchsichtigen Haut. Die langen Schleimfäden, die er absonderte, glichen Krakenarmen. Sie tasteten sich vor, drangen in alle Spalten und Ritzen. Hindernisse gab es für sie nicht.

Ich rutschte über den Boden. McPherson schrie mir etwas zu. Als ich nicht reagierte, wollte er selbst kommen, aber meine schrille Stimme hielt ihn auf. »Bleiben Sie da! Ich schaffe das allein!«

McPherson zuckte tatsächlich zurück, und ich ließ mich von dem Ghoul weiter über den Boden schleifen. Noch hatte ich nicht aufgegeben. Ich musste es mit dem Kreuz versuchen, die Silberkugeln konnte ich zunächst vergessen.

Der Schleimberg wuchs vor mir in die Höhe. Eine gewaltige, widerliche Masse, zitternd und wackelnd. Bereit, alles zu verschlingen. Ein schmatzender Koloss, der einen Gestank absonderte, vor dem ich mich ekelte. Er wurde allmählich unerträglich.

Ich hatte die Beretta wieder verschwinden lassen und vertraute voll auf das Kreuz. Noch hatte ich die schleimige Masse des Ghouls damit nicht berührt. Sie würde erst angegriffen werden, wenn ich das Kreuz aktivierte.

Der Ghoul gehörte zu den dämonischen Wesen. Er dachte und handelte auch. Irgendwie musste er gespürt haben, dass ich etwas für ihn Tödliches vorhatte.

Ich sah den Riss. Vor mir zog er sich quer durch die Masse Schleim. Irgend etwas musste ihn gewarnt haben, ich beeilte mich und rief die Formel. Es geschah gerade noch rechtzeitig, denn die abgetrennte Masse vor mir wellte sich bereits in die Höhe, um mich zu umschlingen wie ein gewaltiges Zeltdach.

Ich schaute auch während der Worte dagegen, sah das Pulsieren, das Zucken und rief die Formel laut dagegen.

»Terra pestem teneto. Salus hic maneto!«

Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hier bleiben. So lautet die Übersetzung, und der menschenfeindliche Ghoul war aus der Erde gekrochen.

Das Kreuz aber wurde zu einer furchtbaren Waffe, die voll gegen meinen dämonischen Gegner anging. Ich musste die Augen schließen, als es seine tödlichen Strahlen absandte, die wie scharfe Messer in die Schleimmasse eindrangen.

So stark wie Laserlicht waren sie, aber physikalisch nicht zu erklären oder zu berechnen. Diese Waffe stand mir, als Sohn des Lichts, zu. Ich vernahm das Knistern, das Brechen, öffnete die Augen und bekam mit, dass die Schleimmasse innerhalb weniger Sekunden bereits ausgetrocknet war. Auch an meinem Fuß sah ich den hellen Ring nicht mehr. Deshalb stand ich auf.

Der Ghoul war verschwunden. Aber der Leichengeruch hing noch wie eine unsichtbare Fahne in der Luft und legte sich schwer auf meine Atemwege. Ich hatte ihn geschafft.

Das erste Gefühl der Erleichterung wurde sehr schnell von einem anderen abgelöst, wenn ich an die Größe dieses Monstrums dachte. Dieser Ghoul beherrschte die perfekte Zellteilung. Aus seinem gewaltigen Körper gelang es ihm, stets mehrere Teile herzustellen, wobei jedes einzelne für sich eine große Gefahr für Menschen bildete. Ich ging dorthin, wo sich die Öffnung im Boden befand. Am Rand blieb ich stehen und schaute in die Tiefe.

Vor mir stach der düstere Schacht so dunkel und weit nach unten, dass ich keinen Grund erkennen konnte. Bodenlos war er trotzdem nicht, denn ich hörte ein fernes Rauschen, als würde in der Tiefe irgendwo ein Strom oder Fluss herfließen.

Lohnte es sich, ihn zu verfolgen?

Wahrscheinlich nicht. Stieg ich tatsächlich in den Schacht, war ich relativ unbeweglich. Ich musste auch an der Oberfläche bleiben, wenn ich sehen wollte, wie der Leichenschlucker wieder erschien.

Hinter mir hörte ich Schritte. McPherson kam heran. Er war bleich geworden. Seine Leute warteten an der Tür. Da sie offen stand, wehte auch frische Luft in die Maschinenhalle.

»Können Sie mir sagen, Sir, was das gewesen ist?« fragte mich der Mann. Er schaute mich zweifelnd und bittend an.

Ich hob die Schultern. »Es war ein Ghoul.«

»Dieser Schleimberg?«

»Sicher.«

»Und was ist ein Ghoul?«

Meine Mundwinkel verzogen sich. Ich schaute zu der Maschine hin, an der Funken in die Höhe geflogen waren. Zum Glück hatte sie nicht Feuer gefangen. »Ja«, murmelte ich. »Was ist ein Ghoul? Ich könnte es Ihnen erklären, Mr. McPherson, aber ich glaube nicht, dass Sie es begreifen würden. Es ist einfach zu kompliziert.«

»Versuchen Sie es!«

»Nein. Wir können davon ausgehen, dass es sich bei einem Ghoul um ein menschenfeindliches Wesen handelt.«

»Das so schrecklich riecht...«

»Ja, es hat etwas mit Leichen und Verwesung zu tun. Aber das sind Dinge, die mich etwas angehen.«

»Und mich auch. Er ist hier aus dem Boden gekommen. Das war Schleim. Ich weiß nicht, wie ich das meinen Vorgesetzten erklären soll.«

»Keine Sorge, Mr. McPherson, ich übernehme dies. Sie machen am besten Feierabend. Schalten Sie das hier ab...«

Sein Lachen unterbrach mich. »Wenn das mal so ginge. Wir befinden uns hier in der Zentrale der Kläranlage. Hier liegt das Herz!«

»Sie können doch für eine Nacht oder einen Tag abschalten.«

»Ja, aber die Probleme...«

»Wie ich Ihnen schon sagte, lassen Sie das mal meine Sorge sein.«

Ich ging an ihm vorbei. »Sie hören bestimmt noch von mir.«

»Wo wollen Sie denn jetzt hin, Sir?«

»Den Ghoul suchen!«

McPherson gab keine Antwort mehr. Auch die anderen Männer stellten mir keine Fragen und schauten mich schweigend und starr an, als ich sie passierte.

Die Luft draußen kam mir vor wie Balsam für die Lunge. Ich atmete einige Male tief durch und dachte daran, dass es verdammt knapp gewesen war. Ghouls sind brandgefährlich. Die töten und killen und lassen sich so leicht nicht davon abbringen. Noch nie zuvor hatte ich einen so gewaltigen Ghoul gesehen. Seine Größe konnte ich nicht einmal schätzen, weil ich immer nur einen Teil von ihm gesehen hatte.

Jedenfalls muss er riesig gewesen sein. Ich holte eine Zigarette aus der Schachtel und zündete mir das Stäbchen an. Wie ging es jetzt weiter? Es standen da viele Fragen offen. Blieb der Ghoul im Klärwerk? Oder würde er es verlassen, um London in Angst und Schrecken zu versetzen? Er besaß gewaltige Ausmaße und konnte an verschiedenen Stellen gleichzeitig erscheinen.

Allein diese Vorstellung machte mich unruhig. Ghouls sind unberechenbar. Zwar würde er auch mich auf seine Liste gesetzt haben, aber das war nicht so tragisch.

Jedenfalls wusste ich als einziger von der Gefahr. Und das sollte sich ändern. Egal, ob es schon spät am Abend war, ich musste einen Großalarm auslösen. Sir James und Suko mussten informiert werden. Vielleicht sogar die Armee oder eine spezielle Einsatztruppe, die man sonst nur für den Kampf gegen Terroristen einsetzte. Ich warf die Zigarette weg und ging wieder in die Halle zurück. Dort standen die Männer noch immer und blickten mir erstaunt entgegen.

»Sie?« fragte McPherson.

»Ja, ich habe noch etwas vergessen.« Dabei deutete ich auf das

Telefon. »Es funktioniert doch noch oder?«

»Glaube schon.«

»Danke.« Ich nahm den Hörer wieder auf, und diesmal störte mich nichts. Die Nummer, die ich eintippte, kannte ich auswendig. Es meldete sich Sir James Powell. Weshalb er noch im Büro saß, fragte ich nicht. Hauptsache, er war da. Und er hörte mir sehr konzentriert zu, als ich meinen ersten Kurzbericht abgab.

»Sie haben den Ghoul also gesehen, John?«

»Einen Teil von ihm.«

»Auf wie groß schätzen Sie ihn?«

»Kann ich nicht sagen, Sir. Er ist aber gewaltig. Deshalb würde ich zur Vorsicht und auch zur Alarmierung unserer Einsatztruppe raten.«

»Wenn wir ihn sehen und lokalisiert haben.«

»Natürlich. Nehmen Sie es als einen stillen Alarm.«

Ich hörte ihn seufzen. »John, Sie verlangen sehr viel von mir. Wenn ich ja nicht wüsste, wer mir dies vorgeschlagen hat, einen anderen hätte ich ausgelacht.«

»Sir, ich wäre auch lieber der Narr.«

»Kann ich sonst noch etwas tun?«

»Sagen Sie Suko Bescheid.«

»Das sowieso. Und was machen Sie?«

»Ich komme ins Büro.«

»Sie jagen keinen Ghoul?« fragte mein Chef erstaunt.

»Nur wenn ich ihn sehe. Im Moment scheint er sich verkrochen zu haben. Der hat wohl unter der Erde seine Wohnstatt.«

»Aus der er hin und wieder hervorkriecht.«

»Ja.«

»Gut, Sie halten mich jedenfalls auf dem laufenden, sollte sich inzwischen noch etwas anderes ergeben.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Sir.«

McPherson hatte zugehört, zwar nur meine Antworten verstanden,

doch er kombinierte. »Das sieht ja wohl nicht gut aus, oder?«

»Können Sie wohl sagen.«

»Sollen wir nicht doch hier...?«

Ich winkte ab. »Es ist Ihre Entscheidung. Ich kann Sie zu nichts zwingen, aber Sie haben ja gesehen, dass es verdammt gefährlich werden kann. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.« Ich nickte ihm und den anderen zu, dann ging ich endgültig.

Vor mir lag ein Fußweg, denn der Bentley parkte woanders. Ich kannte mich zwar auf dem Gelände nicht sehr gut aus, wusste jedoch, welche Richtung ich einzuschlagen hatte. Ich machte in dem eingezäunten Areal praktisch einen Rundgang.

Das hatte ich auch vor. Allein stampfte ich durch die Finsternis. Hin und wieder schimmerte weißblau das Licht einer Lampe. Feine Dunstschwaden trieben durch die hellere Insel.

Ich dachte nur an den Ghoul. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. Dieses gewaltige Monster, das eine riesige Schleimfläche bildete, die unter Umständen auch andere Gestalten annehmen konnte, wie ich aus Erfahrung von den normalen Ghouls her wusste.

Der Leichengeruch wurde schwächer. Frischer Westwind sorgte dafür, aber ganz konnte er ihn auch nicht vertreiben. Noch schmeckte ich diesen penetranten Gestank, es war einfach widerlich. Bisher hatte der Ghoul nur einen kleinen Teil seiner gewaltigen Kraft und Macht gezeigt. Wenn er einmal loslegte, waren zahlreiche Menschen verloren. Aber weshalb wollte er das tun? Woher kam dieses Wesen? Auch Dämonen erschienen nicht einfach so. Sie hatten ebenfalls ein Motiv. Jemand musste den Anstoß gegeben haben. Das wollte ich herausfinden.

Während meiner Wanderung ließ ich die Umgebung nicht aus den Augen. Ich schaute auch zu Boden, wo mir hin und wieder die dunkleren Kreise auffielen. Es waren Gullydeckel. Dem Ghoul

machte es nichts aus, sie regelrecht wegzusprenge. Soviel Kraft besaß er immer. Wahrscheinlich hatte er schon jahrelang unter diesem Gelände gelebt und nur auf eine günstige Chance gewartet, die sich ihm jetzt aufgetan hatte.

Wieviel der Strecke schon hinter mir lag, wusste ich nicht. Aber ich blieb plötzlich stehen, denn weit vor mir, entfernungsmäßig kaum abzuschätzen, sah ich etwas in den Himmel steigen. Es drang vom Erdboden her in die Höhe. Zunächst hielt ich es für einen dunklen Schatten, bis dieses Gebilde plötzlich Konturen und Umrisse annahm. Ich sah einen Kopf. Unheimlich, gewaltig. Ein massiges Gebilde, zu vergleichen mit einem riesigen Denkmal. Nur bestand dieses Gebilde vor mir nicht aus Stein, sondern aus Schleim, und es war der Ghoul, der eine menschliche Gestalt angenommen hatte.

Haushoch vergrößert, so dass die Bezeichnung Riese voll auf ihn zutraf...

Wenn der Weihnachtsmann erscheint, leuchteten die Augen der kleinen Kinder wie Sterne. So ähnlich sah auch Eve Bennett aus, als sie den Ghoul anstarrte.

Sie konnte es kaum fassen. Sie stand unter einer ungemein starken Spannung, und gleichzeitig durchströmte sie eine freudige Erwartung. Ihre Augen glänzten, der Mund war zur Hälfte geöffnet, dünn floss der Atem über ihre Lippen, die Hände hatte sie geballt und spürte den kalten Schweiß auf ihren Handflächen.

Der Ghoul zeigte sich ihr!

Bisher hatte sie ihn nur als aufgeschwemmtes, schleimiges Wesen gesehen, das in den Tiefen der Erde hauste. Jetzt aber stand er vor ihr, und er hatte menschliche Gestalt angenommen, zwar vergrößert, aber sie konnte etwas mit ihm anfangen, er war ihr nicht mehr so fremd. Auf den breiten, grünlich schimmernden Schleimschultern saß ein kurzer Hals mit einem haarlosen schleimigen Kugelkopf darauf.

Sogar Augen konnte das Mädchen erkennen. Sie wirkten wie gelbe Steine, die ein breiter Daumen in die Masse hineingedrückt hatte. Die Nase folgte. Eine klumpige Masse, angeklebt, zitternd, so dass es den Anschein hatte, sie würde jeden Moment zusammenfallen. Darunter begann der Mund. Ein gebogener Strich, von einer Kinnhälfte zur anderen. Der Ghoul stand zwar ruhig, er befand sich trotzdem in Bewegung. Irgend etwas zitterte immer an ihm. Die Umrisse zerflossen, neuer Schleim bildete sich, anderer wurde ausgepresst und lief in langen Bahnen an dem grünen Körper herab.

Ein ekliges, widerliches Wesen, aber für das Mädchen die Erfüllung überhaupt.

Sie streckte beide Arme aus, als wollte sie die massige Gestalt umfassen, und der Ghoul schien die Bewegung genau registriert zu haben, denn er setzte sich in Bewegung.

Obwohl er so groß und massig war, hörte das Mädchen kein Geräusch. Eve wusste aber, dass der Super-Ghoul ein Ziel hatte. Er wollte zu ihr kommen und sie in seine schleimigen Arme schließen. Darauf wartete sie.

Er und sie waren Freunde. Das mussten sie einfach sein, denn das Schicksal hatte eine Brücke geschlagen. Keiner wusste über ihr Verhältnis Bescheid, es war von der Mutter auf die Tochter vererbt worden. Sie, Eve, war jetzt die Freundin des Ghouls, der so lange Zeit unter der Erde vegetiert hatte.

Der Ghoul kam. Für ihn gab es keine Hindernisse. Er stampfte los wie Godzilla. Was seinen Weg kreuzte, machte er nieder. Dabei fing es bei den kurzen Grashalmen an, ging weiter über das Unterholz und machte selbst vor Bäumen nicht halt.

Eve Bennett hörte das Splittern der Äste und das Knacken der Stämme. Sie fieberte ihrem Freund entgegen. Er wurde immer größer, sie roch ihn bereits sehr stark. Andere hätten sich abgewandt und wären fluchtartig davongerannt, nicht Eve. Lächelnd blieb sie

stehen... Der Ghoul ging weiter. Bei jedem Schritt erzitterte der Boden. Der Ghoul war da! Wie ein gewaltiger, mit menschlichen Konturen ausgefüllter Schleimberg wuchs er vor dem Mädchen hoch. Für einen Moment kam sich Eve so ungemein klein vor, aber sie war nicht hilflos. Sie wusste genau über ihre Kraft Bescheid, und sie wusste auch, dass sie allein dieses Schleimmonster leiten konnte.

Er beugte sich zu ihr herab. Dabei streckte der Ghoul auch seinen rechten Arm vor. Zum erstenmal sah Eve die fünf Finger dieses Wesens. Sie waren gespreizt, aber anders als bei einem Menschen, denn zwischen den Fingern klebte noch der widerliche Schleim wie ein dicker, grügelber Leim. Sehr behutsam ging das Monster vor. Es drückte seinen Handrücken gegen den Boden, so dass Eve auf die Fläche springen konnte. Sie kam sich vor wie das blonde Mädchen in dem King-Kong-Film, in das sich der Gorilla verliebt hatte. Auch sie wurde in die Höhe gehoben und kam erst dicht vor dem Gesicht des Ghouls zur Ruhe. Geradewegs konnte sie in seine großen, gelben Augen schauen und las darin sogar ein wenig Gefühl.

»Wir sind zusammengekommen!« sagte sie. »Wir sind endlich dort, wo ich sein wollte. Erinnerst du dich noch an meine Mutter, die dir damals geholfen hat?«

Er nickte.

»Auch ich werde dir helfen, mein Freund! Und ich nehme auf nichts und niemand Rücksicht...«

Es war ein Versprechen, und Eve Bennett würde es unter allen Umständen einhalten, da konnte kommen, was wollte...

Auch ich hatte den Ghoul gesehen und war geschockt. So sehr, dass ich sogar weiche Knie bekam. Viel hatte ich in meinem Leben bisher gesehen, aber so einen gewaltigen Ghoul noch nicht. Es stellte sich natürlich die Frage, was der Ghoul alles vorhatte. Ghouls mussten sich ernähren, das genau war das Problem. Sie würden auf

niemanden Rücksicht nehmen, egal ob Männer, Frauen oder Kinder. Ich hatte damit gerechnet, dass sich der Ghoul auf mich zu bewegen würde, weil er mich eventuell gewittert hatte.

Das blieb mir erspart. Er wandte sich ab, nachdem er sich gebückt hatte, und verschwand. Die Dunkelheit schluckte ihn, als hätte es ihn nie gegeben.

Ich musste zunächst einmal zu Atem kommen. Dann aber hielt mich nichts mehr. Bis zu meinem Bentley musste ich noch ein Stück laufen, doch zuvor erreichte ich die Stelle, wo der Ghoul aufgetaucht sein musste.

Ich blieb stehen. Erstens, weil ich die beiden Autos sah, einen R4 und einen Streifenwagen, aber auch die Knochen waren nicht zu übersehen. Die bleichen Gebeine lagen auf dem Boden. So blank, als hätte man sie poliert.

Da hatte der Ghoul sich seine ersten Opfer schon gesucht. Wahrscheinlich war er durch den offenen Gully gekommen, um den grausamen Taten nachgehen zu können.

Es waren die beiden Beamten der Wagenbesatzung gewesen, die es erwischt hatte. Das erkannte ich an den Kleidungsresten, die um die Knochen verteilt lagen.

Ich ging zum Wagen und musste enttäuscht feststellen, dass jemand das Funkgerät zerstört hatte.

Jetzt hätte ich mir gern einen Hubschrauber gewünscht, aber das war nicht möglich, so musste ich zu meinem Bentley rennen. Dort konnte ich Verbindung aufnehmen.

Sir James hatte bereits auf mich gewartet und fragte sofort, weshalb ich noch nicht im Büro war. Er bekam die entsprechende Antwort und anschließend einen Bericht über meinen Fund.

»Zwei Polizisten, sagten Sie?«

»Ja.«

»Ich werde das sofort weitergeben.«

»Gut, Sir, ist Suko da?«

»Er wartet.«

»Dann müsste es uns eigentlich möglich sein, den Weg des Ghouls zu verfolgen.«

»Ja, das denke ich auch. Nur erinnere ich Sie daran, John, dass der Ghoul nicht unbedingt so groß bleiben muss. Der kann durchaus seine Gestalt verändern.«

»Stimmt.«

»Wir werden im Büro weiter darüber reden. Sehen Sie zu, dass Sie so rasch wie möglich hier erscheinen.«

»Wird gemacht, Sir.«

Ich fuhr tatsächlich wie der Teufel und erreichte mein Ziel in Rekordzeit. Als ich die Halle betrat, spürte ich sofort die gespannte Atmosphäre. Ich sah die Kollegen mit harten Gesichtern. Es musste sich herumgesprochen haben, dass etwas Schreckliches passiert war. Mein Weg führte mich zu Sir James' Büro, wo Suko bereits wartete. Wir begrüßten uns durch ein Nicken, und ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als der Superintendent auch schon mit seinen Erklärungen begann.

»Allmählich scheinen wir einen Durchblick zu bekommen, John.« Er rückte seine Brille zurecht und schaute auf eine Meldung. »Die beiden Polizisten, die verschwunden sind, konnten identifiziert werden.« Er nannte auch die Namen, die ich wieder vergaß. »Aber sie waren nicht ohne Auftrag unterwegs. Sie hatten Order bekommen, ein Mädchen namens Eve Bennett zu verfolgen. Eve fuhr einen R4...«

»Den ich gesehen habe.«

»Sicher. Also, sie verfolgten diese Eve Bennett, weil sie bei einer Kontrolle einen Polizisten schwer verletzt hatte. Dieser Mann hatte in ihrem Wagen die Leiche eines gewissen Henry Carruthers entdeckt. Das Opfer besaß einen kleinen Laden. Bei ihm war Eve

Bennett als Verkäuferin angestellt.«

»Den Toten habe ich nicht gesehen, Sir.«

»Sie hätten in den Wagen schauen sollen! - All right, weiter. Wir können davon ausgehen, dass diese Eve Bennett Henry Carruthers ermordet hat und seine Leiche wegschaffen wollte. Das ist der Stand der Ermittlungen.«

Ich widersprach nicht, aber ich fragte, aus welchem Grund dieses Mädchen das getan haben könnte.

»Daran rätseln wir auch herum. Wenn ich es mir recht überlege, muss diese Eve Bennett in irgendeiner Verbindung zu dem von Ihnen gesichteten Ghoul stehen.«

Zum erstenmal mischte sich Suko ein. »Fragt sich nur, in welcher Verbindung!«

»Möglicherweise hat diese Eve Bennett den Ghoul mit ›Nachschub‹ versorgt«, vermutete ich.

Wir schauten einander an und wurden bleich. Sir James nickte schließlich. »Ja, damit müssen wir rechnen, so schlimm und schaurig es sich auch anhört.«

Suko schüttelte den Kopf. »Wie alt ist Eve Bennett denn?«

»Um die Zwanzig.«

»Und sie flirtet mit einem Ghoul?« Suko lachte bitter auf. »Man ist vor Überraschungen nicht gefeit. Das wirft ja sämtliche Theorien über den Haufen. Ein Super-Ghoul hat sich mit einem jungen Mädchen zusammengetan?!«

»Davon können wir ausgehen«, sagte Sir James.

Ich nahm den Faden wieder auf. »Wenn das so ist, muss diese Eve Bennett einen Grund oder ein Motiv gehabt haben.« Fragend schaute ich die beiden mir gegenüberstehenden Männer an.

»Das wissen wir noch nicht«, erklärte Sir James. Er griff zum Telefonhörer. »Ich habe an unsere Info-Abteilung den Auftrag gegeben, nachzuforschen, ob etwas über Eve Bennett bekannt ist.

Vielleicht finden wir da eine Verbindung.«

Während seiner Worte hatte der Superintendent gewählt. Er sprach mit dem zuständigen Beamten. Seinem Gesicht war nicht anzusehen, ob er eine positive oder negative Nachricht erhielt. Sir James sagte nur: »Gut, dann machen Sie weiter.«

»Nichts?« fragte ich.

Er nickte. »Sie sind dabei.«

»Dann können wir uns auf den Ghoul konzentrieren«, sagte Suko. »John hat ihn gesehen. Er ist gewaltig, er fällt einfach auf, er muss schon aufgefallen sein, doch wir haben bisher nichts dergleichen gehört. Irgendwas ist da falsch.«

»Aus deiner Sicht«, gab ich meinem Freund und Kollegen recht. »Aber der Ghoul und das Mädchen werden ihre eigenen Pläne verfolgen.«

Ich hob vor meinen nächsten Erklärungen die Hand. »Außerdem müssen wir davon ausgehen, dass sich ein Ghoul verwandeln kann. Es ist ihm möglich, andere Gestalten anzunehmen. Er kann sich auf Menschengröße verkleinern, aber auch in die Breite laufen wie ein Teppich. Vergesst nicht, wo er gehaust hat. Unter dieser Kläranlage. Ein ideales Versteck, das er durch Gullys und andere Schächte verlassen konnte.«

»Stimmt«, sagte Sir James.

»Mit anderen Worten!« resümierte Suko. »Der Ghoul kann uns an der Nase herumführen.«

»Leider ja.«

Ich hatte gesprochen und erntete keine Antworten mehr. Wir hingen unseren Gedanken nach. Bis Sir James sagte: »Ich werde den Alarm vorerst nicht abblasen.«

»Vielleicht lässt sich Eve viel Zeit«, sagte ich. »Sie hat jetzt, was sie wollte.«

»Und dann?« fragte Suko.

»Wird sie zuschlagen. Sie kann sich ausrechnen, dass wir etwas unternehmen werden. Möglicherweise ziehen sich beide zurück, bis sich die Wogen geglättet haben. Rechnen müssen wir damit. Deshalb kann es sein, dass wir uns die Nacht umsonst um die Ohren schlagen.«

Da widersprach niemand.

Dann meldete sich das Telefon. Selbst Sir James zuckte zusammen. Auf seiner Stirn sah ich die winzigen Schweißperlen. Er hob ab, und sein Gesicht entspannte sich wieder. Ein Beweis, dass keine Gefahr eingetreten war.

»Was haben Sie herausgefunden?«

Dieser Frage konnten wir entnehmen, dass er mit unserer Info-Abteilung sprach. Er hörte nur zu und machte sich dabei stichwortartige Notizen. Zum Schluß stellte er noch eine Frage. »Sie sind sich also sicher, dass es da keinen anderen Elternteil gibt?«

»Fast sicher.« Diese Antwort hörten selbst wir, so laut war sie gesprochen worden.

»Gut, ich danke Ihnen.« Sir James legte den Hörer auf und schob seine Brille wieder hoch. Hinter den Gläsern sahen seine Augen unnatürlich groß aus. »Es gibt etwas Neues«, sagte er.

»Über das Mädchen?« fragte ich.

»Nein, John, über seine Mutter. Eine Frau namens Martha Bennett. Sie muss der springende Punkt in diesem Fall gewesen sein.«

»Wieso?«

»Es liegt lange zurück.« Sir James senkte den Kopf und las von seinem Blatt ab. »Es muss während und nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen sein, als der Londoner Polizei eine Frau auffiel, die durch die Straßen und Häuser ging, um dort Tote aufzusammeln. Sie legte sie auf einen Karren und fuhr sie weg. Dabei ist sie erwischt worden. Es kam heraus, dass sie die Leichen nicht einer ordnungsgemäßen Bestattung zugeführt, sondern sie in einen Gully

geworfen hatte. Dafür wurde sie vor Gericht gestellt und verurteilt. Gründe für ihr Verhalten hatte sie nicht angegeben. Als man sie aus der Haft entließ, heiratete sie. Ihr Mann lebte nicht sehr lange. Aber Martha gebar eine Tochter, Eve mit Namen. Da haben wir also unsere Eve Bennett. Kurze Zeit nach der Geburt starb auch Martha. Sie war schon relativ alt gewesen, als Eve zur Welt kam.«

Sir James hob die Schultern. »Mehr wussten die Kollegen auch nicht.«

»Das war aber eine Menge«, sagte ich.

»Können Sie wohl annehmen. Man hat den Namen Martha Bennett eingespeichert, als die Anlage aufgebaut wurde. Man ist dabei sogar um einige Jahrhunderte zurückgegangen. Wir können uns also auf Fälle beziehen, die im vorigen Jahrhundert und noch davor stattgefunden haben. Das aber nur am Rande. Tatsache ist, dass der Ghoul schon verdammt lange existiert und wir es nur nicht gewusst haben.«

»Aber Eve Bennett wusste es!« sagte Suko.

»Klar, sie übernahm gewissermaßen das Erbe ihrer Mutter. Der Ghoul wurde ihr Freund.«

Ich schüttelte den Kopf. »Dinge gibt's«, murmelte ich. »Das glaubt man kaum.«

»Die Realität ist eben oft schlimmer, als es sich Regisseure oder Filmproduzenten ausdenken können.«

»Leider!« fügte Suko hinzu.

Weitergekommen in unserem Fall waren wir leider nicht. Wir wussten jetzt nur, dass es ein Motiv gab und wir wieder bestätigt bekommen hatten, dass auch bei den Schwarzmagiern nichts ohne Grund geschah.

»Jetzt können wir nur warten«, sagte Suko. Er stand auf. »Das passt mir nicht.«

Sir James und ich dachten ähnlich. Solange wir keine Spur hatten,

konnten wir nur hoffen, dass der Ghoul seinen unseligem Trieb nicht nachkam.

Es blieb ruhig. In den nächsten Stunden tat sich nichts. Wir merkten, wie die Müdigkeit allmählich in unsere Knochen kroch, und so legten wir uns im Bereitschaftsraum hin. Die Feldbetten waren nicht bequem, aber wir schliefen sofort ein.

Gegen sieben Uhr wurde ich wach. Suko saß schon auf der Bettkante. Er schaute mich an und hob die Schultern.

»Also nichts.«

»Nein.«

»Vielleicht befinden sich die beiden gar nicht mehr in London.« Ich reckte mich. »Das wäre zwar gut, gleichzeitig auch fatal. Menschen sind immer in Gefahr.«

Wir gingen in den Waschraum, wo wir auch andere Kollegen trafen, die uns locker begrüßten. Unser Grinsen fiel unecht aus. Die Kollegen merkten, dass uns Sorgen drückten und hielten den Mund. Ich hatte meinen Rasierapparat mitgenommen. So ein gepackter Notkoffer steht in meinem Büro. Auch die Unterwäsche wechselte ich nach dem Duschen.

Als wir mit der Morgentoilette fertig waren, sagte Suko: »Und jetzt können wir nur warten.«

»Falls kein Wunder geschieht, ja.«

Auf dem Gang trafen wir unseren Chef. Sir James sah ausgeschlafen aus. Wie er das machte, wusste ich auch nicht, denn ich fühlte mich trotz Dusche noch ziemlich zerknittert.

»Keine neuen Meldungen!« berichtete er nach dem Morgengruß.

»Und der Großalarm?« fragte ich.

»Ich musste ihn doch abblasen. So etwas kostet einfach zuviel Geld. Vielleicht hat diese Eve Bennett damit auch gerechnet. Sie wird sich mit ihrem Freund versteckt halten und warten, bis die Luft

rein ist.«

»Wo könnte das Versteck sein?« murmelte Suko und schaute hoch.
»Ob wir uns mal ihre Wohnung oder den Laden vornehmen, in dem sie gearbeitet hat?«

»Die Wohnung wäre besser.«

Meiner Ansicht schloss sich auch Sir James an. Suko wollte sofort los, ich hatte Einwände. »Erst brauche ich mal einen Kaffee.«

»Glenda ist schon da!« sagte unser Chef.

Wir trafen die schwarzhaarige Person im Vorzimmer, wo der Kaffeeduft sich ausgebreitet hatte. Erstaunt schaute sie uns an. »Wie seht ihr denn aus?«

»Wieso?«

»Als hättet ihr hier übernachtet.«

»Das stimmt auch«, gab ich zu, während Suko bereits unser gemeinsames Büro betrat. Ich rechnete damit, dass er Shao anrufen wollte. Natürlich fragte Glenda nach den Gründen unserer freiwilligen Übernachtung im Betrieb. Ich weihte sie ein und sah sie blass werden.

»Das ist ja furchtbar, John.«

»Kannst du wohl laut sagen.« Den Kaffee nahm ich direkt mit. Sukos Tee wollte Glenda bringen. Als ich das Büro betrat, legte Suko soeben auf.

»Was sagt Shao?«

»Begeistert ist sie nicht. Sie hat Furcht.«

»Verständlich.«

Glenda brachte Suko Tee. Sie selbst trank auch eine Tasse Kaffee. Als Sitzplatz diente ihr dabei meine Schreibtischkante. Vor mir baumelten ihre Beine, verdeckt von einem blauschwarz gemusterten Wollrock. »Hat diesen Riesenghoul denn niemand gesehen?« fragte sie.

»Nur ich.«

»Aber du könntest ihn nicht stellen?«

»Der hätte mich zertreten. Man kann dieses Monstrum nur teilweise zerstören, das ist ja das Schlimme. Wenn ich das Kreuz einsetze, schafft er es, genau den Teil seines Schleimkörpers abzuspalten, der von der Magie des Kreuzes getroffen worden ist. So muss man es sehen.«

»Dann stehen eure Chancen schlecht.«

»Vielleicht sogar noch schlechter«, sagte Suko. Glenda schob uns eine Tüte mit Keksen zu, so hatten wir wenigstens etwas im Magen.

»Was wollt ihr denn unternehmen? Warten, bis sich etwas tut?«

»Das wäre sogar gescheit.«

Glenda schaute mich an. »Tatsächlich?«

»Nein, wir können nicht hier herumsitzen. Wir fahren dorthin, wo das Mädchen wohnt.«

»Das hätte ich auch getan.« Sie rutschte von der Kante und stellte sich ans Fenster. »Es ist unbegreiflich, dass ein junges Mädchen sich mit einem Ghoul zusammentut. So etwas habe ich noch nie gehört. Das... das kann man überhaupt nicht fassen.«

»Stimmt.«

»Und diese Verbindung hat in der Vergangenheit ihren Ursprung?« erkundigte sich Glenda.

»So sieht es aus.«

Suko erhob sich. »Los, John, packen wir es an!«

Die Anschrift hatten wir uns schon in der vergangenen Nacht herausgesucht. Beide waren wir gespannt, ob wir in der Wohnung einen Hinweis auf das Versteck der Eve Bennett finden würden...

Sie war unterwegs, weinte und lachte zugleich. Endlich hatte sie den Triumph geschafft. Was ihrer Mutter in dieser Form nicht gelungen war, hatte sie erreicht. Der Ghoul war ihr Begleiter geworden. Und er hatte sich wieder verändert, weil sie es so wollte.

Eve Bennett dachte daran, dass sie nicht aufgeben würde, aber auch nicht auffallen wollte, so war der Ghoul wieder zu einer normalen Menschengröße zusammengeschrumpft, und erst da fiel dem Mädchen auf, dass ein Teil seines Körpers nicht vorhanden war.

An der Hüfte gab es eine regelrechte Lücke. Dort fehlte ein Stück. Nach dem Grund fragte sie nicht, denn sie hätte auch keine Antwort bekommen, weil der Ghoul nicht sprechen konnte wie ein normaler Mensch.

Den Rest der Nacht hatten sie in einem Versteck verbracht. An dem Ort, wo sich ein Ghoul wohl fühlte. Auf dem Friedhof!

Es war nicht irgendeiner, sondern der Friedhof, auf dem Martha Bennetts Grab lag. Ihr wollte Eve zuerst einen Besuch abstatten. Als die Morgendämmerung die Schwärze der Nacht zurückdrängte, verließen sie das Versteck. Der Ghoul hatte jetzt ihre Größe angenommen und folgte ihr wie ein gehorsames Kind. Er ging stets einen halben Schritt hinter ihr und hielt dem Vergleich mit einer stinkenden, sich auf zwei Beinen bewegenden Pestbeule durchaus stand.

Der Kopf war kleiner geworden, der Körper ebenfalls, aber nach wie vor rannen Schleimfäden über die weiche Haut.

Es war ein großer Friedhof, auf dem noch Menschen beerdigt wurden. Man hatte das Gelände in einen alten und in einen neuen Teil getrennt. Martha Bennetts Grab lag auf dem alten, wo die Gräber noch breiter und länger waren sowie als Schmuckstücke prunkvolle Grabsteine besaßen. Im Laufe der Zeit waren die Wege fast zugewachsen. Menschen waren bei diesem Wetter so gut wie nicht unterwegs. Ein grauer, nasskalter Morgen lag über London. Manchmal fiel auch dünner Regen, dann wiederum riss der Wind Lücken in die graue Masse. Eve Bennett war für diese Temperaturen zu dünn angezogen. Doch sie spürte die Kälte nicht. Nahezu beschwingt ging sie ihren Weg, gefolgt von dem Ghoul.

Der Pfad lief in normaler Breite weiter, sie aber musste links ab, um zu den Gräbern zu gelangen, die keine großen, teuren Grabsteine besaßen. Dort waren die nicht begüterten Menschen beerdigt worden, zu denen auch Martha Bennett gezählt hatte. Verscharrt hat man sie, dachte ihre Tochter, aber das bekommen sie zurück. Sie sollen es büßen. In der Ferne bimmelte dünn die Totenglocke der Kapelle. Auf den neuen Teil des Friedhofs fand wieder ein Begräbnis statt. Darum brauchten sie sich nicht zu kümmern. Ihr Weg führte auf einen grauen Totenacker. Die meisten Gräber waren nicht mehr zu erkennen. Eingefallen, abgesackt, manche begradigt, andere wiederum noch erhalten und geschmückt.

Martha Bennetts letzte Ruhestätte gehörte zu den gepflegten. Immer wenn Eve Zeit fand, hatte sie das Grab besucht und an ihre Mutter gedacht. Manchmal kam es ihr auch vor, als würde sie noch leben. In einsamen Minuten, wenn der Wind durch die Kronen der Bäume strich und das rauhe Gras kämmte, glaubte sie, aus seinem Säuseln die Stimme der Mutter zu hören. Sie schien ihr Mut zuzusprechen. Über einen weichen Boden schritten sie, Gras, Moos und Flechten hatten die Wege im Laufe der Zeit zuwuchern lassen. Die Bäume standen als stumme Wächter mit ihren kahlen Armen auf dem Gelände. Der kühle Wind trieb ihnen entgegen. Er brachte den Geruch des allmählich verfaulenden Laubs mit sich, aber er konnte den Pestgestank des Ghouls nicht überdecken.

Es war ein ödes, leer wirkendes Gebiet. Niemand besuchte die Gräber, sie lagen verlassen da. Hier konnte der Begriff Ewige Ruhe wörtlich genommen werden.

Das Mädchen wandte sich nach rechts. Eve wusste sehr gut Bescheid. Sie schritt über zwei Gräber hinweg. Ihre Füße knickten Tannengrün und Winterblumen, bis sie in den Winkel des Gräberfeldes geriet, wo ihre Mutter in der Erde lag. Am Fußende des Grabs blieb sie stehen. Früher hatte sie noch immer Tränen

vergießen können, das geschah heute nicht mehr. Ihr Gesicht hatte einen sehr harten, entschlossenen Ausdruck angenommen. Sie streckte ihren Arm aus, und der Zeigefinger wies auf den rechteckigen Ausschnitt im Boden, der die Umrisse des Grabs nachzeichnete.

»Ich habe das Versprechen eingelöst, Mutter. Du wirst zufrieden sein. Wo immer sich dein Geist jetzt befindet, ich hoffe, dass du auf uns herabschaust und erkennst, dass wir dein Versprechen eingelöst haben. Ich habe ihn gefunden. Er war dein Freund, jetzt ist er mein Begleiter geworden.« Sie spreizte den linken Arm ab.

Der Ghoul verstand die Geste. Er legte seine schleimige Pranke in die ihre.

So standen sie vor dem Grab. Sie gedachten der Toten, doch ihre Gedanken waren anders als die eines normalen Menschen. Sie beschäftigten sich mit der Rache, dem Hass und einer dämonischen Vergeltung.

»Mutter, ich habe ihn hervorgeholt. Er wird mich vor unseren Feinden schützen, die es schon gibt. Ich habe auf dem Weg hierher seine Gedanken empfangen können. Er hat mir von jemandem berichtet, der uns gefährlich werden kann. Ihn werde ich mir holen. Ihn und auch andere. Du wirst mit uns zufrieden sein, und ich werde dir für eine gewisse Zeit den zurückgeben, der einmal auch dein Freund gewesen ist. Wo wäre er besser aufgehoben als bei dir?«

Nach diesen Worten löste sie ihre Hand aus der schleimigen Pranke des Ghouls. Zu sprechen brauchte sie nicht mehr. Der Ghoul wusste Bescheid. Er schob sich an ihr vorbei und stellte sich auf die Grabmitte. Eve Bennett schaute ihn an. In den letzten Minuten hatte er sich verändert. Nicht von seinem Körperbau her, mehr von der Farbe. Das Grün war zurückgetreten und durchsichtiger geworden. Dafür hatten sich gelbe Farbnuancen ausgebreitet, und auch ein helles Weiß lag dazwischen, so dass es so wirkte wie lange

Schlieren.

»Geh zu ihr!« forderte Eve ihn noch einmal auf. »Ich werde noch einen Besuch machen...«

Der Ghoul gehorchte. Eve wurde Zeuge seiner Verwandlung. Der Vergleich mit einem von Sonnenstrahlen beschienenen Schneemann traf zu, denn der Ghoul schmolz allmählich. Das fing bei seinen Füßen an, die wegliefen, als wären sie eine breite, matschige Soße. Aus diesem Grunde sackte er tiefer. Die Schleimpfützen wurden immer größer und versickerten teilweise in dem weichen Erdreich.

Der Ghoul verschwand langsam. Die stinkende Lache, über der die Dämpfe wie durchsichtige Fäden schwebten, nahm die gesamte Grabbreite ein. Der Ghoul schrumpfte weiter. Nur seine Schultern, der Hals und der Kopf waren nach ungefähr zwei Minuten noch zu sehen. Umgeben von nach Pest stinkenden Schwaden wirkte er wie ein künstliches Gebilde, das schmolz. Zuerst zerlief das Gesicht. Von innen her drückten sich die Schleimmassen nach außen, traten an die Oberfläche, wurden zu langen Ovalen, die an der Haut nach unten rannen.

Es war ein Bild des Abscheus, doch für das zuschauende Mädchen konnte es schöner nicht sein.

Eve Bennett hatte sich leicht vorgebeugt. Ihre Augen glänzten, als sie flüsterte: »Ich weiß genau, dass ihr beide euch vertragen werdet. Ja, das weiß ich. Endlich seid ihr wieder zusammen. Ihr, die ihr den Bund geschlossen habt...«

Sie hatte das letzte Wort soeben ausgesprochen, als auch der Rest der Schleimmasse versickerte. Die Graberde saugte sie auf wie ein Schwamm das Wasser. Damit war der Ghoul verschwunden. Länger noch blieben die Dunstfäden über dem Grab hängen. Sie erinnerten an die Bahnen schmaler Tücher, die erst vertrieben wurden, als der Wind über das Feld fuhr.

Eve aber lächelte. Sie freute sich. Diese innere Befriedigung malte

sich auch auf ihrem Gesicht ab und zeigte sich ebenfalls im Glanz ihrer Augen. Sie hatte etwas vollbracht, das unmöglich erschien, aber der Plan war gelungen. Dass er Menschenleben gekostet hatte, interessierte sie nicht im geringsten. Und auch nicht, dass man sie wahrscheinlich schon jagen würde. Was konnte ihr denn mit einem solchen Freund und Helfer im Rücken passieren?

Nichts - gar nichts...

Mit dieser Gewissheit im Herzen wandte sie sich um. Der Friedhof war jetzt nicht mehr der richtige Ort für sie. Eve Bennett verfolgte den zweiten Teil ihres Plans...

Und wir hatten das Haus erreicht, in dem das Mädchen wohnte, das mittlerweile zur Fahndung ausgeschrieben worden war. Um das Haus betreten zu können, mussten wir über den Hof gehen und erreichten einen düsteren Hausflur, in dem es nicht nur feucht roch, sondern auch noch nach Essen stank. Es waren nicht gerade angenehme Gerüche. Suko rümpfte die Nase und erntete von mir die entsprechende Antwort.

»Was willst du eigentlich, Alter? Hättest du den Ghoul gerochen, wäre dir dieser Duft hier wie der reinste Balsam vorgekommen.«

»Ist er das für dich?«

»Im Moment nicht.«

»Na bitte.«

Die Treppe hatte auch schon ihre Jahre hinter sich. Über beschmierte und schmutzige Stufen schritten wir der ersten Etage entgegen, wo Eve Bennett wohnte, wie man uns erklärt hatte.

Einige Türen standen zur Auswahl. Wir erkannten sofort, welche wir öffnen mussten, denn das Polizeisiegel war nicht zu übersehen. »Da haben die Kollegen schon geschnüffelt«, meinte Suko.

»Vielleicht nicht überall.«

Was anderen verboten war, durften wir. Nämlich, das Siegel

brechen. Wir bekamen auch die Tür auf und betraten eine Bude, in der es zwar auch muffig roch, aber nicht still war. Wir hörten ein für Ratten typisches Fiepen.

Diese Tierchen waren also von den Kollegen der ermordeten Polizisten nicht mitgenommen worden. Sie schienen hungrig zu sein, denn sie rannten aufgeregt im Käfig hin und her. Als wir näher an sie herankamen, sprangen sie auch voller Wut gegen die Gitterwände und brachten das Gestell zum Zittern.

»Wir hätten Futter mitbringen sollen«, sagte Suko. »Halt mal den Finger rein.«

»Nein, ich bin zu zäh.«

Wir teilten uns die Aufgabe und durchsuchten den Raum. Er war sehr spärlich eingerichtet. Man merkte es jedem Möbelstück an, dass es altersschwach und wohl gebraucht gekauft worden war. Ich fühlte mich nicht wohl, als ich die Schranktüren und Schubladen öffnete, aber nichts fand, was die vermutete Beziehung Ghoul/Mensch gefestigt hätte.

Suko hatte in das kleine Bad geschaut und auch dort nichts entdeckt.

»Pech auf der ganzen Linie, John.«

»Bei mir auch.«

Der Inspektor lachte. »Wer sich einen Ghoul als Partner sucht, braucht wohl keine Unterlagen.«

Ich suchte trotzdem weiter und fand unter dem einfachen Bett einen Kasten. Er war schon geöffnet worden, wahrscheinlich hatten es die Kollegen getan. Ich schaute nach, sah einige Geldscheine über einer grauen Kladde liegen. Sie interessierte mich.

Es war eine Art Tagebuch und musste sehr alt sein, denn die Schrift sah sehr verblichen aus, zudem war das Papier bereits vergilbt. Als ich auf den Deckel schaute, war mir alles klar. Das Tagebuch gehörte nicht der Tochter, sondern der Mutter. Die krakelige Schrift war als Martha Bennett zu entziffern. Als ich die Kladde aufschlug,

fiel mir auf, dass einige Seiten herausgerissen waren.

»Wir sind zu spät gekommen«, sagte Suko.

Trotzdem wollte ich einen Blick in die Aufzeichnungen werfen und setzte mich an den Tisch. Suko schaltete die alte Leuchte ein, so dass ich wenigstens etwas Licht bekam, denn durch die schmutzige Scheibe fiel nur die Trübheit dieses Dezembermorgens.

Sehr genau schaute ich mir die einzelnen Kapitel an. Es stand nicht viel auf einer Seite, weil die Schrift der Frau doch sehr groß und unregelmäßig gewesen war, aber als ich die Worte las, konnte ich mir sehr schnell ein Bild vom Leben einer Person machen, die es verdammt nicht leicht gehabt hatte.

Martha Bennett hatte schon immer zu den Ausgestoßenen gehört. Dann war der Krieg gekommen, und damals musste ihre Freundschaft zu dem Ghoul bereits begonnen haben. Wo sie ihn kennen gelernt hatte, ging aus dem Tagebuch nicht mehr hervor. Die entsprechenden Seiten waren entfernt worden.

Ich blätterte bis zum Schluß durch und las auch die letzten Sätze. Diesmal laut, Suko hörte mit. »So wahr sich mein Leben dem Ende zuneigt, ich werde vergehen, aber meine Gedanken und meine Ideen bleiben. Es gibt eine Tochter, und es gibt auch ihn noch, der vieles überstanden hat und noch vieles überstehen wird...«

»Das war's«, murmelte ich.

»Mit dem letzten Satz wird sie wohl den Ghoul angesprochen haben, meine ich.«

»Sicher.«

»Nun ja, du hast ihn gesehen, er hat überlebt und ist auch nicht hervorgekrochen, als Xorron seine Getreuen um sich versammeln wollte. Die Bindung an diese Familie Bennett muss ungemein stark gewesen sein.«

»Damit wäre auch die Tochter aus dem Schneider.«

Wir hörten das Quietschen der Wohnungstür gleichzeitig und fuhren

herum. Ein junger Mann stand auf der Schwelle. Seine Haltung konnte man als aggressiv bezeichnen. Er sah so aus, als wollte er sich jeden Augenblick auf uns stürzen.

»Guten Tag«, sagte ich.

»Was suchen Sie hier?« fuhr er uns an. »Die Wohnung war von der Polizei versiegelt.«

»Das wissen wir.« Ich griff in die Tasche und holte den Ausweis hervor.

»Wollen Sie ihn sich ansehen?«

»Sind Sie ein Bulle?«

»Nein, ein Panther.«

Er verzog den Mund, kam aber näher. Ich gab ihm das Dokument, er las und nickte. »Sogar vom Yard.«

»Richtig.«

»Und was suchen Sie hier?«

»Zunächst einmal möchte ich Ihren Namen wissen, junger Mann.«

»Ich heiße Dustin Gray.«

Er sah mir nicht aus wie ein Schläger. Deshalb blieb ich freundlich.

»Haben Sie Kontakt zu Eve Bennett?«

Er ließ sich auf einen zweiten Stuhl nieder und kratzte mit dem Daumen über die Tischplatte. »Nein, aber hätte ich gern. Ich wollte immer mit ihr gehen, aber sie war so komisch.«

»Inwiefern?«

»Sie hat sich immer geweigert.«

»Ging sie mit einem anderen?«

»Nein, das hätte ich gewusst. Sie wollte jedenfalls nicht. Manchmal war sie richtig komisch. Da wusste man bei ihr nicht, ob man heiß oder kalt war. Sie konnte furchtbar nett sein, aber auch abstoßend. Praktisch ein Widerspruch in sich.«

»Dann muss sie so etwas wie ein Geheimnis mit sich getragen haben, über das sie nicht reden wollte.«

»Das habe ich mir auch gedacht.«

Ich deutete auf den Käfig. »Wie stehen Sie denn zu ihrem Hobby, Mr. Gray?«

Er schüttelte sich. »Ich fand es eklig, Wie gesagt, sie war nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Oft ging sie auch allein und mitten in der Nacht weg. Ich wollte sie einmal begleiten, da hat sie ein furchtbares Theater gemacht.«

»Kannten Sie das Ziel?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht immer. Aber oftmals hat sie nach ihrer Rückkehr in den Morgenstunden so komisch gerochen.«

»Wonach denn?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht nach Moder oder Friedhof?« erkundigte sich Suko. Er blickte den Inspektor an. In seine Augen trat ein erstaunter Ausdruck.

»Ja, das stimmt.«

Mein Freund blieb weiter am Ball. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so kannten Sie hin und wieder das Ziel des Mädchens.«

»Kennen ist zuviel gesagt. Sie hat mir die Antwort auch nur in einem Anfall von Wut gegeben und gleich darauf gesagt, dass ich sie wieder vergessen sollte.«

»Und?«

»Weil, sie... sie hat von einem Friedhof gesprochen.«

Suko und ich schauten uns an. »Wissen Sie, Mr. Gray, welcher Friedhof das war?«

»Nein, aber ich kann es mir denken.«

»Dann bitte.«

»In Maida Vale liegt ihre Mutter. Ich nehme an, dass sie das Grab besucht hat.«

Fast hätte ich durch die Zähne gepfiffen. Diese Antwort konnte sich zu einer heißen Spur entwickeln. Dustin Gray musste mir meine

Überraschung angesehen haben, denn er fragte: »Ist was?«

»Nein, im Gegenteil. Sie werden uns sehr geholfen haben.« Ich stand auf und bedankte mich bei ihm. Suko war schon an der Tür.

Als ich zum Ausgang ging, hörte ich Dustin Grays letzte Frage. »Sagen Sie mal, weshalb wird Eve Bennett eigentlich gesucht?«

»Wegen Mordes!«

Die Antwort haute ihn fast um. Er würde stark genug sein um auch die Wahrheit vertragen zu können. Allzu nahe hatte er dem Mädchen ja auch nicht gestanden. Wir schritten wieder die Treppe hinab. »Was meinst du?« fragte Suko.

»Die Spur ist heiß.«

»Der Friedhof?«

»Genau. Er eignet sich vorzüglich als Versteck. Ich bin dafür, sofort hinzufahren.«

»Keine Einwände.«

Bis zum Wagen mussten wir einige Schritte laufen. Bevor ich aufschließen konnte, sah ich schon das optische Signal. Die Lampe flackerte. Wir wurden angerufen. Hastig nahm ich den Hörer ab.

»Na endlich!« hörte ich Sir James Powells Stimme. »Das wurde auch Zeit. Kommen Sie sofort ins Büro.«

»Sir, wir haben eine Spur, wir wollen...«

»Reden Sie nicht, John, Sie werden erwartet.«

Ich verdrehte die Augen. »Und von wem?«

»Eve Bennett ist hier!«

Die Killerin war also im Büro unseres Chefs. Das schlug dem Fass den Boden aus. Suko und ich konnten es kaum glauben, aber Sir James hatte keine Veranlassung, uns zu belügen. Da wurde diese Person wegen Mordes gejagt und spazierte seelenruhig in die Höhle des Löwen hinein. Verdammt, die musste wirklich Nerven wie Drahtseile oder eben den Ghoul als besonderen Trumpf im Rücken haben.

Als wir sie dann das erste Mal zu Gesicht bekamen, erlebten wir die zweite Überraschung. Nie hätte ich dieses blonde und naiv wirkende Wesen für eine Mörderin gehalten. Eve Bennett sah eher aus wie ein Unschuldengel. Allerdings ging von ihr ein Modergeruch aus, der uns die Nasen rümpfen ließ.

Sir James behielt den Überblick. Als wäre Eve eine völlig normale Besucherin, machte er sie mit uns bekannt. Er stellte uns sogar förmlich vor, aber wir reichten uns nicht die Hände.

Als sie meinen Namen hörte, zog sie den kleinen Kirschmund in die Breite. »Du also bist Sinclair!«

»Genau.«

Das Grinsen blieb auf ihrem Gesicht. »Auf dich habe ich gewartet!« erklärte sie voller Inbrunst.

Ich konnte mir den Grund bei ihr nicht vorstellen. Hatte sie schon von mir gehört? »Ich wüsste nicht, dass wir uns kennen, Miss Bennett.«

Über ihre Lippen drang ein rauhes Lachen. »Weshalb so förmlich? Wir haben uns erst jetzt persönlich kennen gelernt. Aber man hat mir von dir berichtet. Du musst etwas bei dir tragen, das meinem Freund überhaupt nicht gefällt.«

»Zum Beispiel?«

»Ein Kreuz aus Silber!«

Ich nickte. »Ja, das stimmt.«

Ihr Grinsen verschwand. Bequem lehnte sie sich auf dem Besucherstuhl zurück. Ihr Blick traf jeden von uns, als sie den Kopf bewegte. »Das ist interessant, sogar sehr interessant. Dann kann ich ja zum eigentlichen Grund meines Besuches kommen.«

»Bitte«, sagte ich.

Eve Bennett beugte sich leicht vor. Der naive Ausdruck war aus ihrem Gesicht verschwunden. »Ich will dein Kreuz!«

Mit allen möglichen Antworten hatten wir gerechnet, nur damit

nicht. Diesmal wollte ich lächeln, es wurde nicht einmal ein Grinsen. Suko atmete scharf durch die Nase, und Sir James räusperte sich. Er übernahm auch das Wort.

»Sie scheinen sich Ihrer Lage nicht bewusst zu sein, Miss Bennett«, erklärte er mit ruhiger Stimme. »Sie sind zu mir gekommen, ich habe Sie empfangen, obwohl Sie als Mörderin gesucht werden. Ich glaube nicht, dass Sie hier Bedingungen stellen können.«

»Noch was?« fragte sie aggressiv.

»Vorerst nicht.«

»Dann will ich Ihnen mal etwas sagen!« zischte sie böse. »Ich kann mich frei bewegen. Haben Sie verstanden? Ich kann es mir leisten, denn ich besitze eine Rückendeckung, von der Sie nur träumen können. Der Ghoul ist mein Freund!« Bei den letzten Worten hatte sie mit dem Zeigefinger auf ihre Brust gezeigt. »Mein Freund!«

»Er ist nicht allmächtig!« warf ich ein.

Wütend fuhr sie auf ihrem Stuhl herum. »Das musst du gerade sagen. Du warst doch an der Kläranlage. Eigentlich hättest du ihn sehen müssen. So groß wie ein Haus war er. Ein gewaltiger Klotz, der alles vernichten kann, wenn er und ich das wollen.«

»Wollen Sie denn?« fragte Sir James.

Sie deutete auf mich. »Das kommt auf ihn an!«

»Das heißt, Sie wollen mein Kreuz!«

»Genau!«

»Und wenn wir Sie hier festhalten, Miss Bennett?«

»Wird mein Freund mich rächen. Und glaubt nur nicht, dass er Rücksicht kennt. Nein, damit ist nicht zu rechnen. Er ist gewaltig, er ist immens. Er kann London entvölkern, das wollte ich euch nur noch gesagt haben. Wenn ich zu einer bestimmten Zeit nicht bei ihm bin, dreht er durch. So ist es zwischen uns beiden abgesprochen. Und jetzt kannst du dir überlegen, ob du mir dein Kreuz hergeben willst oder nicht.«

Ich dachte nicht lange nach und fragte: »Gesetzt denn Fall, ich tue es. Was würde geschehen?«

»Ich nähme es an mich.«

»Klar, aber der Ghoul...«

Sie begann leise zu lachen. »Ich merke schon, dass ihr mir nicht traut.«

»Nein, das kann man bei einer Mörderin nicht. Sie haben einen gewissen Henry Carruthers getötet.«

»Dieses Schwein!« unterbrach sie mich. »Er wollte mir an die Wäsche, aber dem habe ich es gegeben. Na ja, der Laden gehört schon mir, aber das ist etwas anderes. Ich bin immer unterschätzt worden. Zum Glück, nun ist die Zeit vorbei. Jetzt diktiere ich die Bedingungen.«

»Sie haben praktisch die Nachfolge Ihrer Mutter übernommen. Das Erbe angetreten.«

»Sehr richtig, Sinclair.«

»Und weshalb?«

»Ganz einfach. Weil sie es nicht geschafft hat. Man hat sie fertiggemacht. Sie gehörte zu den Menschen, die immer unterdrückt wurden, sich nicht wehren konnten, aber einen Beschützer hatten, der damals leider zu passiv gewesen ist. Das hat sich nun geändert. Mein Freund, der Ghoul, überlebte. Ihm hat selbst ein Krieg nichts anhaben können. Er hat alles überlebt.«

»Auch die wilden Zeiten?« fragte ich.

»Was meinst du?«

»Xorron!«

Eve Bennett schaute mich schief an. Mit ihrer Antwort ließ sie sich Zeit.

»Wer ist das?« Da sie sehr lange mit der Antwort gewartet hatte, winkte ich ab und sagte: »Schon gut.«

Sie streckte den Arm aus und drehte mir ihre Handfläche entgegen.

»Und jetzt das Kreuz!«

»Nur unter einer Bedingung!«

Diesmal sprang sie tatsächlich von ihrem Sitz hoch. »Verdammt, Bulle, du hast keine Bedingungen zu stellen. Denk an den Ghoul.«

»Daran denke ich oft. Und jetzt hör zu, Eve Bennett. Du kannst das Kreuz bekommen, aber mich dazu. Verstehst du?«

»Nein.«

»Dann will ich es dir erklären. Ich kann mir vorstellen, was du mit dem Kreuz anfangen willst. Aber ich werde dabei sein. Ich begleite dich auf deinem weiteren Weg.«

Eve riss den Mund auf, lachte los. »Meinst du das im Ernst?«

»Ich scherze nicht.«

»Dann bist du ein Selbstmörder!« stellte sie fest und schaute auch die anderen an, um in ihren Gesichtern eine Bestätigung ihrer Worte zu lesen. Doch Sir James und Suko blieben gelassen. Sie kannten mich und wussten, dass ich nichts Unüberlegtes tat.

»Welcher Trick steckt dahinter?« Eve hatte mich wieder angesprochen.

»Es ist kein Trick.«

»Du willst dich dem Ghoul stellen?«

»So ist es.«

»Aber das Kreuz bekomme ich.«

»Waren wir nicht übereingekommen, dass beides zusammenhängt. Das Kreuz und ich? Du kannst uns beide haben, Eve. Ist das nichts?«

Sie nickte. »Es hört sich gut an.«

»Sage ich doch.«

»Zu gut für meinen Geschmack. Etwas gefällt mir daran nicht, Sinclair. Du bist ein Bulle. Und Bullen halten immer Tricks in der Hinterhand, das weiß ich genau. Wenn wir von hier verschwinden, werden deine Kollegen uns verfolgen und...«

»Das geschieht nicht, wenn Sie es wünschen!« erklärte Sir James

Powell. »Keine Verfolger.«

Eve fuhr zu unserem Chef herum. »Das möchte ich euch auch geraten haben. Der Ghoul wird alles vernichten...«

»Welche Pläne verfolgen Sie?« Sir James wollte sich keine Hasstiraden anhören, sondern konkrete Dinge erfahren. »Sie müssen doch einen Plan haben, Miss Bennett.«

»Den habe ich.«

»Wie sieht er aus?«

»Ich werde mich rächen.«

»An wem?«

»An allen, die mir bisher zu hochnäsiger dahergekommen sind. Ich will sie wimmern sehen. Schon meine Mutter wurde von den Menschen gedemütigt, bei mir setzte es sich fort, das kann ich einfach nicht hinnehmen. Jetzt ist der Zeitpunkt der Rache gekommen. Mein Freund, der Ghoul, wird sie strafen. Er ist nicht irgendwer. Sinclair hat ihn gesehen, es ist ein gewaltiges Monstrum. Er hat überlebt!«

»Gut, gehen Sie!«

Eve war überrascht, dass sie Sir James so sprechen hörte. Zunächst traute sie sich nicht, wirkte unsicher, und ich deutete auf die Tür. »Bitte, wir können und haben sogar die offizielle Erlaubnis bekommen, Miss Bennett!«

Sie starrte mich an. Es sah so aus, als wollte sie etwas sagen und hatte auch schon den Mund geöffnet, dann hob sie die Schultern, grinste und fragte: »Willst du dich nicht von deinen Freunden verabschieden?«

»Nein!«

»Sie werden dich als Toten sehen!« Noch einmal hob sie ihre Stimme an. »Diesen Bullen hier seht ihr nicht lebend wieder. Ich rufe euch an, damit ihr später seine Knochen einsammeln könnt.« Aus ihrem Mund drang ein hässliches Lachen. Wenig später gingen wir.

Eve Bennett sah nicht, dass ich Suko einen Blick des Einverständnisses zuwarf...

Sir James Powell wartete so lange, bis sich die Tür hinter John Sinclair und Eve Bennett geschlossen hatte. Erst als er sicher war, dass sie ihn nicht mehr hören konnten, richtete er sein Wort an Suko. »Und wir lassen sie laufen, verflucht.«

»Das macht nichts, Sir!«

Der Superintendent verengte die Augen. »Ist Ihnen das Leben Ihres Freundes so wenig wert?«

»Natürlich nicht. Aber John wäre nicht mit ihr gegangen, wenn er keine Chance gesehen hätte.«

»Aha. Und die gibt es?«

»Ja.«

Sir James nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz. »So leid es mir tut, aber ich sehe keine. Wenn sie merkt, dass wir sie verfolgen, wird sie durchdrehen. Wir können sie nicht stoppen, weil der Ghoul sonst durchdrehen würde. Was bleibt uns noch zu tun?«

»Einiges«, erwiderte Suko. »Ich will Sie nicht kritisieren, Sir, Tatsache aber ist, dass John sich zwar in die Hand des Mädchens begeben hat, dass ihr Ziel mir aber nicht so unbekannt ist, wie es den Anschein gehabt hat. Wir waren in Eve Bennetts Wohnung und haben etwas über sie erfahren. Unter anderem hat sie sehr oft den Friedhof besucht, auf dem ihre Mutter begraben ist.«

»Und den kennen Sie?«

»Ja, Sir.«

Der Superintendent nickte. »Das ist allerdings etwas Neues. Aber hundertprozentig sicher sind Sie sich nicht?«

»Nein, das leider nicht. Wer kann das schon bei einer Sache? Wir können allerdings davon ausgehen, dass es für den Ghoul kein anderes Versteck gibt. Zudem passt alles zusammen. Ein Ghoul, ein

Friedhof - was wollen Sie mehr, Sir?«

»Ja, da haben Sie recht.« Er legte bereits eine Hand auf das Telefon.

»Wie weit ist es denn?«

»In Maida Vale.«

»Das liegt im Nordwesten. Sie müssten sich beeilen, wenn Sie vor ihnen da sein wollen.«

»Kann ich einen Hubschrauber nehmen?«

Der Superintendent lächelte. »Das ist gut«, sagte er leise. »Das ist wirklich gut. Ein Hubschrauber wäre wirklich nicht schlecht.« Sir James nickte. »Okay, lassen wir es darauf ankommen. Aber was geschieht, wenn sie den Ort erreicht haben?«

»Müssen wir es wieder darauf ankommen lassen«, erwiderte der Chinese. »Und ich hoffe, dass wir es schaffen.«

Der Superintendent nickte. »So ähnlich wird auch der Super-Ghoul denken...«

»Na, wie fühlst du dich, wo du eine mächtige Gegnerin in deinem Wagen sitzen hast?« fragte mich Eve.

»Nicht gut.«

Sie lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Ist schon ein dummes Gefühl, wenn man weiß, dass andere mächtiger sind und man mit offenen Augen in die Falle rennt.«

»Ich bin ja selbst daran schuld.«

»Wie wahr.«

Ich fühlte mich tatsächlich nicht wohl. Es lag nicht allein daran, dass ich dem Ghoul geopfert wurde, auch die äußeren Bedingungen störten mich, denn Eve Bennett konnte den Ghoul-Geruch einfach nicht abstellen. Er strömte aus ihrer Kleidung und hing drohend im Wagen. Auch frische Luft schaffte es nicht, ihn zu vertreiben. Eve Bennett schien ein unerschöpfliches Reservoir zu besitzen.

Sie hockte lauernnd neben mir. Angeschnallt hatte sie sich auch. Ich hatte ihr nicht gesagt, dass ich das Ziel ahnte, sondern stellte mich dumm. Ich musste zunächst in Richtung Hyde Park fahren und von dort auf die Edgware Road, die in Richtung Paddington und Maida Vale führte. Damit war für mich klar, dass unser Ziel nur dort lag, wo auch Dustin Gray von gesprochen hatte. Es musste der Friedhof sein. Und das würde Suko hoffentlich auch behalten haben.

»Was haben Sie eigentlich mit mir vor?« fragte ich sie.
»Weshalb...?«

»Ich will dich vernichten!«

»Gibt es da einen besonderen Grund?«

»Den gibt es in der Tat. Mein Freund will es auch. Du hast ihn gereizt, sogar leicht verletzt, und das mag er überhaupt nicht, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein.«

»Lüg nicht, Bulle!«

Sie hatte ja recht, ich wusste, was los war. Wahrscheinlich hatte er die Aktivierung meines Kreuzes doch nicht so unbeschadet überstanden. Das wurmte, denn er wusste jetzt einen mächtigen Feind in seiner Nähe. Ich war gespannt darauf, wie der Fall sich weiterhin entwickeln würde. Angst verspürte ich nicht.

Aber Eve war nervös. Da ich schwieg, wurde sie unruhig. Sie hielt es einige Minuten durch, dann fragte sie: »Weshalb sagst du nichts?«

»Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren.«

Sie lachte scharf. »Du hast Angst, nicht?«

»Nein!«

»Dann glaubst du tatsächlich, gegen meinen Freund anzukommen? Willst du das glauben?«

»Noch ist es nicht soweit. Wenn ich tatsächlich Angst habe, dann eher um Sie, Eve.«

»Ich habe einen guten Beschützer.«

»Das kann schon sein, nur will ich daran nicht so recht glauben. Wer beschützt und dabei Schlechtes im Sinn hat, kann diese Rolle nicht übernehmen.«

»Ach, rede nicht...«

»Doch, ich werde weiterreden. Möglicherweise ist es sinnlos, vielleicht auch nicht. Ich würde dir raten, umzukehren. Ich kann für nichts garantieren, Mädchen, aber der Bobby, den du so schwer verletzt hast, lebt. Du brauchtest dich nicht wegen Mordes vor Gericht zu verantworten. Das ist immerhin ein Schimmer der Hoffnung, der sich noch erweitern kann. Denk über meine Worte nach.«

»Das habe ich schon.«

»Wie lautet die Antwort?«

Eve Bennett gab sie mir, als ich vor einer Ampel stoppen musste. Bevor ich mich versah, hatte sie schon unter ihre Kleidung gegriffen und das Messer hervorgeholt. Plötzlich bewegte sie sich sehr schnell, und ich spürte den Stich an meiner linken Wange. »Ich habe aber meinen Chef gekillt. Reicht das?«

Blut rann aus der kleinen Wunde und versickerte im Hemdkragen.

»Okay, Eve, ich weiß Bescheid. Du hast es mir zu verstehen gegeben.«

»Ja, Sinclair, keine Chance für dich.«

Sie hatte die Klinge zwar weggenommen, aber nicht verschwinden lassen. Nach wie vor hielt sie das Messer in der Hand. Die Spitze zeigte auf mich. Ich fuhr wieder an. Mit der linken Hand wischte ich mir das Blut von der Wange, verschmierte es aber leider zu sehr, so dass Eve lachte.

»Gut siehst du aus, Sinclair. Sehr gut sogar. Der Ghoul wird sich freuen, wenn er dein Blut sieht.«

Ich wechselte das Thema. Das ziehende Gefühl an der Wange konnte ich gut unterdrücken. »Wohin fahren wir?«

»Sage ich dir später.«

Wir befanden uns bereits auf der Edgware Road, die später den Namen Maida Vale bekam. Links von uns lag Paddington, wir aber stießen weiter nach Nordwesten vor, und der Verkehr wurde allmählich dünner. Auch Eve konzentrierte sich jetzt stärker. Mir fiel auf, dass sie des öfteren zur Uhr schaute. Wahrscheinlich waren wir knapp in der Zeit.

»Gib mehr Gas!« fuhr sie mich an.

»Ich muss mich an das Tempolimit halten!«

»An nichts hältst du dich. Wenn wir angehalten werden, wimmle die Bullen ab.«

»Ich versuche es.«

Der Bentley wurde schneller. Auf der rechten Seite fuhr ich und überholte auch.

In dieser Ecke von London kannte ich mich nicht so gut aus. Ich wusste zwar, dass es den Friedhof gab, aber auf Anhieb würde ich ihn wohl nicht finden.

Eve Bennett schaute sehr genau nach den Straßen- und Hinweisschildern. Sie suchte die Abzweigung, und sie schielte dabei auf die linke Seite. »Die nächste nimmst du!«

»Okay.«

Ich ordnete mich ein und betätigte sehr bald schon den Blinker. Es war die Sutherland Ave, die wir nehmen mussten, aber schon sehr bald verließen, an einer Fabrik entlang fuhren, wo Milchprodukte hergestellt wurden und der Geruch von Kakao in den Wagen drang.

»Unser Ziel ist ein Friedhof«, sagte Eve plötzlich.

»Ach ja?«

»Das hättest du dir auch denken können, nicht?«

»Es gibt zahlreiche Friedhöfe in London. Die Auswahl wäre sehr groß gewesen.«

»Ich weiß, aber für mich kam eben nur ein bestimmter in Frage.

Und zwar der Friedhof, auf dem man meine Mutter begraben hat. Da fühlte sich der Ghoul wohl, das kann ich dir sagen.«

»Ich glaube es sogar.«

»Muss ich dir den Weg noch erklären?«

»Das glaube ich nicht.« In der Tat kannte ich mich jetzt wieder aus. Zudem konnte ich bereits das Friedhofsgelände sehen, wenn sich Lücken in den Fronten der Häuser auftaten. Kahle Bäume tauchten auf.

»Du brauchst nicht bis an den Haupteingang zu fahren. Parke an der Westseite.«

»Und dann?«

»Werden wir bereits an dem Gräberfeld sein, wo er auf dich wartet.«

In den nächsten Minuten ließ ich mich dirigieren. Ich merkte, dass Eve nicht zum erstenmal hier war, denn sie kannte sich gut aus. An der von ihr bestimmten Westseite des Friedhofs führte eine schmale Straße entlang, deren Ränder zum Glück nicht zugeparkt waren, so dass ich schnell einen Parkplatz fand.

»Und jetzt werden wir den letzten Weg gemeinsam gehen«, erklärte sie und öffnete den Wagenschlag.

Auch ich stieg aus. Über das Autodach hinweg trafen sich unsere Blicke. Ich sah das Leuchten in ihren Augen. Der Mund zuckte. Eve stand unter Strom. Sie wusste ihren Freund in der Nähe, und das Gefühl der Unbesiegbarkeit musste sie überschwemmt haben.

Noch hielt sie das Messer.

Fußgänger befanden sich nicht in direkter Nähe. Hinter ihr rollten die Wagen vorbei. Eve schritt um die Kühlerhaube herum, erreichte den Gehsteig und kam auf mich zu, während ich auf die Messerklinge starrte.

»Hast du noch immer Angst, dass ich dir entwischen könnte?« fragte ich leise.

»Sicher ist sicher.«

»Klar.« Ich holte ein Taschentuch hervor und wischte das Blut von der Wange. »Wohin soll ich gehen?«

»Hinter dir liegt der Friedhof. Es gibt keinen Zaun. Du brauchst dich nur in die Büsche zu schlagen, dann hast du es geschafft.«

Ich blieb stehen. »Eve«, sagte ich eindringlich. »Noch hast du eine Chance. Überlege es dir genau, Mädchen! Du kannst zurück, aber bald nicht mehr...«

»Geh!« Sie knirschte das Wort und hob zuckend den Arm, als wollte sie das Messer auf mich schleudern.

Ich nickte. »Okay, du sollst deinen Willen haben.« Gemächlich drehte ich mich um. Es gefiel mir nicht, Eve in meinem Rücken zu wissen. Sie war mit dem Messer unberechenbar, und ein Schauer rann über meine Haut. Hinter mir knirschten ihre Schritte. Ich bahnte ihr den Weg, als ich mich durch das Unterholz schlug.

Bisher hatte sie allein diktiert. Jetzt wurde es allmählich Zeit, dass ich handelte. Ich wollte mich hier nicht wie einen Verbrecher von ihr abführen lassen, sondern sie nur in Sicherheit wiegen und hoffte, dass mir dies gelungen war.

Sie kam hinter mir her. Einige Sträucher trugen ihre Blätter das ganze Jahr über. Andere wiederum waren kahl. Fast so kahl wie das Gräberfeld vor mir, das ungepflegt wirkte und mehr einem mit Unkraut überwuchertem Acker glich. Hier und da sah ich noch einen Grabstein. Zumeist stand er schief im Boden, wenn das Grab eingesackt war. Menschen entdeckte ich nicht. Wir waren allein auf diesem abgeteilten Areal des Friedhofs. Wege erkannte ich ebenfalls nicht. Wenn Pfade vorhanden waren, hatte das Gras sie längst überwuchert. Auch von dem Ghoul sah ich keine Spur. Der kühle Wind fuhr gegen mein Gesicht, aber er brachte nicht den Geruch der Verwesung mit, sondern eine relativ klare Luft. Also hielt sich der Ghoul zurück. Hier lag die Martha Bennett begraben. Wo sich ihre

letzte Ruhestätte befand, wusste ich nicht, aber ich hörte hinter mir das hastige Atmen des Mädchens. Eve war nervös. Die Entscheidung stand dicht bevor, und das kostete auch Nerven. Auch für sie war es nicht einfach, die Dinge so ohne weiteres wegzustecken.

Links von mir blieb sie stehen. Das Messer hielt sie fest, aber sie schaute nicht mich an. Dafür glitt ihr Blick über das Gräberfeld, als suchte sie etwas Bestimmtes. Als sie nickte, begann sie auch zu sprechen. Mit der freien Hand wischte sie noch einige Haarsträhnen aus dem Gesicht, die ihr hineingeweht worden waren. »Komm mit!«

»Natürlich.« Ich ging und handelte.

Eve Bennett wurde überrascht. Sie wollte noch zur Seite ausweichen, als ich schon ihren rechten Arm gepackt und nach hinten gehebelt hatte. Sie schrie vor Wut, ließ das Messer aber nicht los, so dass ich mich gezwungen sah, sie in den bekannten Polizeigriff zu nehmen. Der reichte aus, denn er war schmerzhaft. »Weg mit der Klinge!«

Sie öffnete die Faust. Das Messer fiel hervor und blieb neben meinen Füßen liegen. Ich schleuderte Eve zur Seite, bückte mich, nahm die Klinge auf und warf sie in ein Gebüsch.

»So«, sagte ich. »Jetzt geht es mir wesentlich besser. Kleine Mädchen sollten nicht mit einem Messer spielen.«

Sie stand geduckt vor mir. Ihr Busen hob und senkte sich bei jedem Atemzug. Aus ihrer Haltung sprühte mir offene Feindschaft und Hass entgegen. »Das wirst du bereuen, verdammter Hund! Das war deine letzte Tat. Der Ghoul wird dich...«

»Er wird gar nichts.« Ich wechselte das Thema. »Wolltest du nicht das Kreuz haben, Eve? Du kannst es dir holen.«

Diesen Spott vertrug sie nicht. Kopfschüttelnd ging sie drei Schritte zurück. »Er wird kommen!« versprach sie mir, »und er wird dich vernichten, Sinclair!«

»Ich warte auf ihn!«

Eve Bennett drehte den Kopf nach rechts. Ich nahm an, dass in dieser Richtung auch das Grab ihrer Mutter liegen musste. Aber steckte auch dort der Ghoul?

Von ihm war nichts zu sehen. Dabei hatte ich ihn als ein monströses Monstrum erlebt, für das es nicht so einfach war, ein Versteck zu finden. Andererseits konnte man die Ghouls auch als sehr variable Dämonen bezeichnen, die sich von der Gestalt her veränderten. Vielleicht hatte er sich ausgebreitet und klebte nun zwischen den kahlen Ästen oder den Gebüsch an der anderen Seite des Friedhofs.

Es war alles möglich.

Und es begann.

Keiner von uns hatte daran gedreht. Der Ghoul musste bemerkt haben, dass es für ihn ins Finale ging. Ich jedenfalls nahm den penetranten und widerlichen Leichengeruch wahr, der wie ein unsichtbarer Schleier über den Friedhof wehte.

Auch Eve hatte ihn gerochen. Sie war stehen geblieben, drehte den Kopf so heftig, dass ihre Haare flogen. Und plötzlich begann sie zu lachen.

»Er kommt, er ist da, und dein Ende naht, Sinclair...«

Sie hatte recht, er kam tatsächlich!

Zuerst sah ich nur die feinen Streifen. Sie drangen aus der Erde. Wahrscheinlich dort, wo sich Martha Bennetts Grab befand. Demnach musste es sich der Ghoul auch als Versteck ausgesucht haben. Es war ein dünner Rauch, der aus dem Grab stieg und sehr schnell vom Wind zerflattert wurde. Eve Bennett beobachtete dies mit sichtlichem Vergnügen. Sie war sicher, dass ihr nichts mehr passieren konnte, aber ich wollte die Rückkehr des Ghouls schon im Keim ersticken. Wenn ich mich beeilte, konnte ich das Grab noch vor seiner Rückkehr weißmagisch versiegeln.

Ich startete und lief über die weiche Friedhofserde, in der meine

Schuhe fast versanken. Eve Bennett tat nichts, um mich aufzuhalten. Sie war sich ihrer Sache sicher, und das konnte sie auch sein, wie ich wenig später zu spüren bekam.

Vielleicht trennten mich noch drei, vier Schritte von der Grabstätte, als diese aus der Tiefe her plötzlich einen immensen Druck bekam. Es war ähnlich wie in der Fabrikhalle, als die viereckige Abdeckplatte plötzlich wegflog. Hier brach das Grab auf!

Zuerst sah ich nur die gewaltigen Brocken. Erde, Lehm und Sand fegten in die Luft, begleitet von einem gewaltigen Berg aus grüngelbem Schleim. Es war eine massige, ungewöhnliche Woge, die mich noch nicht erwischte, denn zuerst prallten die Grassoden und der Lehm gegen mich. Nasse Erde ist schwer, das stellte ich in diesem Moment fest, als ich fast von den Beinen gerissen wurde. Ich drehte mich nach rechts, schaute für einen Moment in das triumphierende Gesicht des Mädchens und wollte weglaufen.

Die Schleimwoge war schneller. In dieser stinkenden widerlichen Ghoulmasse wurde ich von den Beinen gerissen und landete am Boden. Luft bekam ich kaum noch, überschlug mich und hatte das Gefühl, alles wäre aus.

Dann hob man mich hoch. Wie ein Korken fegte es mich in die Luft. Ich hatte das Gefühl, von einer gewaltigen Faust gepackt zu werden, rollte mich zusammen, fiel wieder und prallte auf die Friedhofserde. Trotzdem schüttelte mich der Aufprall durch, so dass ich in den folgenden Sekunden ziemlich benommen war. Das nutzte Eve Bennett aus. Sie und der Ghoul waren ein eingespieltes Team. Bevor ich es verhindern konnte, hatte mich das Mädchen erreicht und warf sich über mich.

Ich hörte sie sprechen und Drohungen ausstoßen. »Wenn ich jetzt mein Messer gehabt hätte, hätte ich dir die Kehle durchgeschnitten.« Während sie das sagte, untersuchte sie mich mit flinken Fingern, fand das Kreuz und nahm es mir ab.

»Ich habe es!« brüllte sie. »Verdammt ich habe es! Endlich!« Sie lief von mir weg. Ich konnte sie nicht mehr halten und richtete mich - immer noch benommen - auf. Breitbeinig musste ich mich hinstellen. Dann sah ich den Ghoul! Er wuchs und wuchs!

Schon einmal hatte ich ihn so gesehen. Überall auf dem Grund zog sich der Schleim zurück, auch aus der unmittelbaren Nähe meiner Füße. Das Zeug vereinigte sich mit dem riesenhaften Körper, auf dem ein unbehaarter Schleimschädel saß, in dessen Innerem zwei tückische gelbe Augen strahlten. Das aber war nicht alles.

Der Ghoul musste in seinem Versteck gehaust haben und hatte das hervorgeholt, was in den Gräbern lag. Gebeine!

Die Knochen befanden sich ebenfalls in seinem Körper, nur bedeckt von der Schleimschicht. Sie wanderten, ich konnte ihren Weg verfolgen. Vom Magen her drückten sie sich in die Kehle des Ghouls, glitten noch höher und erreichten schließlich die Stelle, wo sich bei einem Menschen der Mund befindet.

Auch bei dem Ghoul entstand eine Öffnung. Höhlenartig und gefüllt mit Schleim, auf dessen oberer Schicht noch die Gebeine lagen. In den nächsten Sekunden nicht mehr, denn der Ghoul spie sie aus wie ein Mensch bittere Pillen. Es sah makaber aus, wie sie der Reihe nach aus der Öffnung purzelten und zu Boden fielen.

Ich starrte hin, Eve ebenfalls.

Sie hielt mein Kreuz fest als wäre es der letzte Rettungsanker. Ich stand so, als wäre ich aus einer jahrhundertealten Gruft gekommen. An meiner Kleidung rann noch der Schleim des Ghouls entlang. Der Dämon hatte mich nicht getötet. Wahrscheinlich hatte er mich im Zustand der Regeneration erwischt. Hinter dem Grab hatte er sich aufgebaut und erinnerte mich an die Schreckensfigur aus einem Zukunftsfilm.

Als letzter Rest rollte die Hälfte eines Knochenschädels aus seinem Maul. Als dieser auf die Friedhofserde prallte, war Eve Bennett

nicht mehr zu halten. Sie stürzte plötzlich vor und warf sich über die Knochen.

»Mutter...!« brüllte sie. »Das ist meine Mutter...!«

Suko hatte Sir James von seinem Plan überzeugen können, und der Superintendent handelte sofort. Er übernahm die Anforderung des Hubschraubers, während Suko noch etwas anderes zu erledigen hatte. Mit dem Expresslift ließ er sich in die unterirdische Anlage des Yard Buildings schießen. Dort war der zweite Würfel aufbewahrt worden. Er lag in einem einbruchssicheren Panzerschrank.

Suko gehörte zu den wenigen Personen, die die Tür öffnen durften und auch die Zahlenkombination des Schlosses kannten. Als die schwere Tür aufschwang, glitt ein kaltes Lächeln über das Gesicht des Chinesen. Er hatte von seinem Freund John Sinclair erfahren, wie groß und gewaltig der Ghoul war. Um ihn erfolgreich zu bekämpfen, musste man eben stärkere Waffen einsetzen.

Dazu gehörte auch der Würfel.

Vorsichtig nahm Suko ihn zwischen seine beiden Handflächen. Er wusste genau, dass er eine Zeitbombe in der Hand hielt. Wer den Würfel nicht beherrschte, konnte damit großes Unheil anrichten. Suko drehte sich um. Die Tür ließ er offen. Jetzt drängte die Zeit. Die Strecke zum Lift legte er in Rekordzeit zurück und ließ sich direkt bis zum Dach hochbringen, auf dem sich auch ein Hubschrauber-Landeplatz befand. Auch in dieser windigen Höhe hatten Suko und John Sinclair bereits gegen Dämonen gekämpft. Damals hatte das Phantom-Kommando angegriffen, diese mörderische Schar von dämonischen Killern. Sie aber hatte zurückgeschlagen werden können. An diesem Tag war es nicht nur windig. Über London lag ein grauer Himmel mit tiefen Wolken. Manchmal sah es so aus, als wollte der Dunst auf das Gebäude fallen und es zusammendrücken.

Suko musste warten. Jede Sekunde, die verging, kam ihm zäh vor. Er sah den Copter nicht, aber er hörte ihn. Ein rotes Gebilde löste sich aus dem Grau der Wolken und schwebte näher. Der Chinese winkte. Die Maschine war im Landeanflug.

Suko hatte den Kopf eingezogen. Zum normalen Wind addierte sich noch der Luftwirbel der Rotorblätter. Beides zerrte an Sukos Kleidung!

Der Einstieg wurde von innen geöffnet und schwang dem Inspektor bereits entgegen. »Danke!« brüllte Suko, kletterte in die Maschine, schnallte sich fest und gab das Ziel an.

»Maida Vale!« wiederholte der Pilot. »Und wo genau?«

»Es ist ein Friedhof.«

»Den werden wir finden.« Der Mann startete und schaute gleichzeitig auf den Würfel. »Was ist das denn?« rief er fragend.

»Kennen Sie den nicht!? Ich will auf den Friedhof und mit den dort liegenden Toten knobeln...«

»Wie Sie meinen, Sir...«

Sie fiel über die Knochen!

Es war eine Szene, die mir durch und durch ging, denn ich erlebte, wie sehr Eve Bennett an ihrer Mutter gehangen hatte.

Auf der weichen Erde kniete sie. Mit beiden Händen wühlte sie in den bleichen Knochen. Nahm sie auf, presste sie gegen ihre Lippen und rief:

»Mutter!«

Sie musste wahnsinnig geworden sein, denn wer tat schon so etwas. Nur jemand, der psychisch krank war, und bei Eve Bennett wies alles darauf hin.

»Ich habe dich noch mal gesehen, Mutter. Ich kann dich fühlen. O verdammt, was haben sie mit dir gemacht? Du bestehst nur noch aus Knochen.« Sie weinte, schüttelte den Kopf und schleuderte einen

Knochen kurzerhand zur Seite, um gleich darauf den nächsten an sich zu nehmen. Es war der halb zerstörte Schädel!

Ihre Finger drückte sie in die leeren Augenhöhlen, sie stand selbst auf und hielt den Schädel so vor ihr Gesicht, dass sie ihn frontal anschauen konnte.

Wieder begann sie zu sprechen. Ich verstand die Worte nicht, weil sie einfach zu leise waren. Ich konnte Eve nur beobachten. Das tat auch der Super-Ghoul! Wie ein Gebirge aus Schleim stand er hinter dem schmalen Grab. Er war mindestens dreimal so groß wie ich, ein gefährliches, alles verschlingendes Monstrum, das Menschen gegenüber kein Pardon kannte.

Noch griff er mich nicht an. Wahrscheinlich wollte auch er zuschauen, was seine kleine Freundin mit den Gebeinen ihrer Mutter anstellte. Sie hatte sie hochgenommen, presste sie gegen die Lippen, und sie sprach dabei flüsternd Worte, bis sie mich anschaute.

Unsere Blicke fraßen sich ineinander. »Da!« brüllte sie plötzlich los. »Da siehst du, was man mit meiner Mutter gemacht hat. Die Menschen haben sie vernichtet!«

»Nein!« widersprach ich hart. »Deine Mutter ist den gleichen Weg gegangen wie alles Organische. Man hat sie nicht vernichtet, sie ist gestorben, wurde begraben und ist verwest. Weshalb hätte es ihr anders ergehen sollen als den übrigen Toten?«

»Weil sie etwas Besonderes war!«

»Für dich, vielleicht!«

Eves Gesicht verzerrte sich, als sie nickte. »Ich weiß, dass du sie gehasst haben musst...«

»Ich kannte sie nicht!«

»Trotzdem, Sinclair. Sie hätte nicht in dein verdammtes Bullen-Denkschema gepasst, das weiß ich genau. Ich habe lange am Grab gestanden und versucht, mit ihr Zwiesprache zu halten. Sie gab mir keine Antwort, aber ich spürte, dass sie da war. Jetzt werde ich ihre

Gebeine mitnehmen und sie bei mir in eine Vitrine legen. So habe ich sie immer bei mir. Der Ghoul aber wird dich vernichten!«

Die Lautstärke ihrer Stimme hatte bei den letzten Worten zugenommen. Ich wusste, dass sie sich zu einer endgültigen Entscheidung durchgerungen hatte und ich jetzt verdammt kämpfen und mir was einfallen lassen musste. Wenn ich auf sie schoss, würde der Ghoul mich ebenfalls vernichten. Was konnte ich noch tun, als meine jetzt wertlose Waffe zu ziehen?

»Töte ihn und spuck seine Knochen ebenso aus wie die meiner Mutter. Töte ihn, mein Freund!«

Der Ghoul gehorchte. Da griff ich zum letzten Mittel. Ob es etwas nutzte, konnte ich nicht wissen. Ich musste es einfach versuchen. Zwar hielt ich mein Kreuz nicht selbst in der Hand, aber ich schrie mit lauter Stimme die Formel. »Terra pestem teneto. Salus hic maneto!«

Und das Kreuz reagierte!

Es war darauf geeicht, gegen das in der Nähe lauende Böse anzugehen. In diesem Fall war es der gewaltige Ghoul, der als Schleimmasse vor mir stand und mich töten sollte. Urplötzlich war das Mädchen eingehüllt in einen Strahlenkranz aus Licht. Ich sah Eve sehr scharf konturiert. Sie hatte ihren Körper zurückgebogen, sie schrie infernalisch, hielt noch den Schädel ihrer Mutter fest und wankte zurück.

Was geschah mit dem Ghoul?

Er wurde nicht vernichtet. Die Strahlen konzentrierten sich allein auf das Mädchen, sie jagten nicht in seinen schleimigen Körper hinein, denn auch Eve Bennett diente dem Bösen, obwohl sie selbst nicht zu den Dämonen zählte. Aber dass mit ihr etwas nicht stimmte, hatte auch die Magie des Kreuzes erfasst.

So bekam der Ghoul seine Chance. Aber er ging nicht. Die Ausläufer der Weißen Magie mussten ihn erreicht haben. Sein

mächtiger Körper zitterte. Er stand unter einem ungeheuren Druck. An den Armen, den Hüften, auf dem Bauch bildeten sich regelrechte Schleimblasen, die aus der Tiefe seines Körpers kamen, zu Halbkugeln wurden, um zu zerplatzen.

Vernichtete ihn die Magie des Kreuzes doch? Konnte ich noch hoffen? Ich hatte mich nicht von der Stelle gerührt, stand geduckt da, den Blick auf den gewaltigen Ghoul gerichtet, der einen abscheulichen Geruch ausstrahlte, so dass mir der Atem geraubt wurde.

Nein, er blieb!

Die Strahlen sackten zusammen, und Eve Bennett hielt mein Kreuz noch immer fest. Sie war bleich geworden und zitterte, bis sie plötzlich kehrtmachte und wegrannte, ohne dass ich ihr folgen konnte. Der Ghoul kam.

Ich hielt es für möglich, dass sich er und Eve gedanklich miteinander abgesprochen hatten. Jedenfalls sorgte er dafür, dass die Mörderin fliehen konnte.

Der Ghoul aber wollte mich.

Auf Eve konnte ich mich nicht mehr konzentrieren. Ich hörte noch ihr wildes Lachen und auch den Schrei nach ihrer Mutter, als sie schon zwischen dem Buschwerk verschwand.

Der Boden zitterte, als der Ghoul seinen ersten Schritt setzte. Ich handelte sofort und rannte weg, aber die Schleimmasse war nicht aufzuhalten. Als ich einen Blick über die Schulter zurückwarf, glaubte ich im ersten Moment daran, dass es den Ghoul erwischte hatte, denn vor seinen Füßen breitete sich ein stinkender See aus, der verdammt schnell floss.

Zu schnell für mich. Vielleicht hätte ich es noch geschafft, ihm zu entkommen und auch den Friedhof zu verlassen, aber dann wären andere Menschen in Lebensgefahr geraten. So stellte ich mich ihm. Mit der Beretta.

Einer wirklich lächerlichen Waffe, wenn ich darüber nachdachte. Bei einem normalen Ghoul reichte die Kugel, doch bei ihm nicht. Ich feuerte auf die Masse! Auf den Kopf hatte ich gehalten, erwischte ihn leider nicht, weil der Ghoul ihn mit einer blitzschnellen Bewegung zur Seite drückte, so dass meine Kugel in die Schulter drang. Eine zweite setzte ich nach und sah auch jetzt den Einschnitt an seiner Hüfte, wo ein Stück seiner widerlichen Schleimhaut fehlte.

Das dritte Silbergeschoss traf seinen Schädel. Es war Zufall, dass ich sein linkes Auge erwischte, und ich blieb stehen, um dem Erfolg meiner Bemühungen zuschauen zu können.

Der Ghoul stoppte. Die Einschläge der Silbergeschosse hatten ihn irritiert. An seiner Schulter glühte es plötzlich auf. Dort war er zweimal erwischt worden. Als hätte jemand mit einem Messer ein halbkreisförmiges Stück herausgeschnitten, so löste sich der Schleim ab und klatschte zu Boden. Bei einem Menschen hätte er Muskelfleisch mitgenommen. Nicht bei diesem Ghoul. Auch sein Arm wurde nicht abgerissen. Er blieb an einigen Fäden hängen und schaukelte hin und her.

Das Auge lief ebenfalls aus. Ein gelber Klumpen rann in die weiche Masse des Gesichts hinein, und der Ghoul schüttelte sich dabei, als wollte er es wegschleudern. Wie eine Kugel glitt das Auge tiefer, ich sah es an der Wange entlang nach unten laufen, ohne dass es zu Boden fiel, weil der Schleim in diesem Augenblick wie Leim wirkte. Ein viertes Mal feuerte ich. Wieder hatte ich auf den Arm gehalten und erwischte ungefähr die Stelle, wo er noch an einem Faden hing. Er fiel ab. Wie ein dicker, gewaltiger Stamm prallte er zu Boden. Ich hörte einen schmatzenden Laut. Er war auf die Hand geprallt, stand für einen Moment noch, und kippte dann langsam zur rechten Seite hin weg. In den letzten Sekunden waren meine Hoffnungen gewaltig gestiegen. Konnte ich den Ghoul Stück für Stück und schießend auf diese Art und Weise vernichten?

Vielleicht, aber in meinem Magazin steckten nur noch zwei geweihte Silberkugeln, das war einfach zu wenig, um den Koloss endgültig töten zu können.

Als Einarmiger walzte er weiter. Sein abgeschossener Arm löste sich bereits zu einer bleifarbenen Lache auf, die im Boden versickerte. Auch das Auge hing noch vor seiner Gestalt, bis er es beim nächsten Schritt mit einer heftigen Bewegung fortschleuderte.

Möglicherweise konnte ich ihm noch den anderen Arm abschießen. Ich zielte auch schon, als ich das Dröhnen eines Hubschraubers vernahm. Ich warf einen Blick in die Höhe und sah die Maschine über die Kronen der blattlosen Bäume herwischen. Suko kam. Ich konnte ihn sogar sehen. Die Einstiegsklappe war zurückgeschoben. Er hockte dort, hielt sich mit einer Hand an der Haltestange fest und presste mit den Fingern der anderen einen Gegenstand zusammen.

Es war der Würfel!

Von diesem Augenblick an hielt ich mich zurück. Das war jetzt eine Sache meines Freundes Suko.

Der Inspektor hatte dem Piloten die Anweisung gegeben, über dem Monstrum zu verharren. »Egal, was auch geschehen mag, richten Sie sich nur nach mir!«

»Okay!«

Und so blieb der Hubschrauber in der Luft hängen, während Suko die starke Waffe gegen den Ghoul einsetzte.

Der Würfel war manipulierbar. Er konnte Tod und Vernichtung produzieren, aber auch Heilung bringen.

Suko hatte sich für den Tod und die Vernichtung entschieden. Seine Konzentration galt nur dem verdammten Ghoul, der kein Recht darauf hatte, weiterleben zu können. Er war kein Mensch, er war auch kein Tier, sondern eine Gestalt des Grauens.

Der Würfel des Unheils gehorchte dem Inspektor. In seinem Innern,

wo sich die Schlieren befanden, die für uns reine Informationsträger waren, tat sich etwas. Sie bewegten sich langsam, dennoch mit ihren Enden peitschend, und sie leiteten Sukos Befehle weiter. Dampf entstand. Zuerst nur als dünne Fäden, dann immer mehr werdend und sich zu einem Nebel verdichtend. Es war der Todesnebel!

Ich sah ihn ebenfalls, schaute gebannt zu, wie der Nebel sich nach unten senkte und allmählich dem Riesenghoul entgegenwölkte, der seinen haarlosen Schädel in den Nacken gedrückt hatte, um in die Höhe zu schauen. Er schien zu wissen, dass ihm Gefahr von dem über ihm schwebenden Hubschrauber drohte, deshalb hob er seinen Arm und wollte nach der Maschine schlagen. Er traf sie nicht, aber die Pranke aus Schleim tauchte dafür in die Wolke des Todesnebels ein. Und der vernichtete sie.

Plötzlich rieselte es aus der Wolke hervor, als hätte sie in ihrem Innern den Regen gespeichert. Aber so dicke Tropfen gab es selten. Es waren die Schleimreste des Ghouls, die gegen den Todesnebel einfach nicht ankamen und der sich auch nicht aufhalten ließ, denn er vernichtete weiter. Die Gestalt versuchte noch zu entkommen, aber sie war geschwächt und klatschte nach ein paar wankenden Schritten schon zu Boden, wo sie eine endgültige Beute für den Nebel wurde. In seinem Schutz starb der Ghoul. Er löste sich auf, die Magie wurde ihm genommen, und die Reste breiteten sich als Lachen auf dem weichen Boden aus, bevor sie versickerten oder zu einer kristallinen Masse austrockneten.

Der Hubschrauber aber setzte zur Landung an. Ich hörte auch Sukos Schreie, konnte aber nicht verstehen, was er meinte. Dafür flog die Maschine auf mich zu und auch der Nebel.

Normalerweise gehörte ich zu den wenigen Personen, denen der Todesnebel nichts anhaben konnte, weil ich das Kreuz besaß, das ihn zurückdrängte.

Nur jetzt hatte ich es nicht. Eve Bennett war damit weggelaufen. Wenn mich der Nebel jetzt erwischte, würde er mir das Fleisch von den Knochen lösen. Deshalb rannte ich fluchtartig vor Suko und dem Helikopter davon...

Obwohl Suko und ich uns nicht abgesprochen hatten folgten wir den gleichen Gedankengängen, denn wir trafen vor der Leichenhalle des Friedhofs zusammen.

Ich war geflüchtet, hatte den Flug des Copters aber vorn Boden aus genau beobachtet.

Die Einstiegs Luke war wieder geschlossen worden, und auch den Todesnebel sah ich nicht mehr. Suko hatte ihn wieder in den Würfel zurückgeholt, das war möglich.

Entsetzte Trauergäste schufen hastig Platz, als die Maschine landete. Suko wollte herausspringen, ich rannte auf die Maschine zu und winkte ab. Als ich mich auf den Notsitz geklemmt hatte und wir gestartet waren, fragte ich Suko, was er eigentlich gegen mich hätte.

»Wieso? Nichts!«

»Und weshalb wolltest du mich umbringen?«

»Verstehe ich nicht.«

»Durch den Nebel.«

»Du hattest doch dein Kreuz!«

»Eben nicht«, sagte ich trocken und sah, wie mein Freund blass wurde.

»Nein?« fragte er. Sein Blick war forschend auf mich gerichtet. Er wartete auf eine Erklärung, die bekam er erst, nachdem wir gelandet waren und uns auch von einem bleichen Piloten verabschiedet hatten, der kaum etwas begriffen hatte.

Im Fahrstuhl erfuhr Suko, dass Eve Bennett mein Kreuz mitgenommen hatte. »Leider ist sie geflüchtet!« fügte ich noch hinzu.

»Wo kann sie sein?«

»Wir werden zu ihrer Wohnung fahren.«

Wenig später saßen wir im Bentley. Ich fuhr, die Spannung fiel allmählich von uns ab. Suko sprach mich auf die Wunde an meiner Wange an. »Die verdanke ich Eve.«

»Es wird wohl Zeit, dass wir sie schnappen.«

»Da sagst du etwas.«

»Manchmal, John, kann man den Teufel eben nur mit dem Beelzebub austreiben. Wenn ich daran denke, dass ich den Todesnebel einsetzen musste, um den Ghoul zu vernichten, wird mir noch ganz anders.«

»Trotzdem war es eine gute Idee von dir, den Würfel mitzunehmen.«

Wir quälten uns durch den Verkehr, erreichten das alte Haus, in dem das Mädchen lebte, und standen sehr schnell im Flur, wo wir zwei Typen störten, die an der Treppe saßen und die Beine ausgestreckt hatten. Wir stiegen über die Stelzen hinweg und liefen die Stufen hoch. Sie war in der Wohnung. Aber Eve hatte Besuch, denn wir vernahmen nicht nur ihre, sondern auch Dustin Grays Stimme, der auf sie einredete.

»Eve, um Himmels willen, sag doch etwas! Was ist los? Du riechst nach alten Leichen. Was hast du?«

»Lass mich in Ruhe!« Sie kreischte.

»Nein, ich lasse dich nicht in Ruhe. Ich will dir helfen. Verdammt, ich liebe dich doch!«

Sie lachte schrill. »Liebe, was ist das schon? Ich liebe einen anderen, aber den hat man mir genommen. Hau ab jetzt, sonst bringe ich dich um, du Hund!«

»Eve, versünde dich nicht! Nein, Eve!«

In der Wohnung schien sich ein Drama abzuspielen. Suko und ich nickten uns zu. Die Tür war nicht verschlossen. Wir stießen sie auf und sahen das Schreckliche.

Eve Bennett drehte durch. Ihr Freund lag auf dem Bett. Er hatte die

Beine angezogen, die Arme angewinkelt und hielt sie halb ausgestreckt, denn er wollte das abwehren, was sich zwischen den Fingern des jungen Mädchens befand.

Es waren die beiden Ratten, die sie aus dem Käfig geholt hatte. Dessen Tür stand offen. Eve Bennett wollte die Ratten gegen Dustin schleudern, damit die sich an ihm festbissen.

»Nicht!« schrie ich.

Sie fuhr herum. Die Ratten hatte sie an den Genicken gepackt. Sie sah uns und drehte durch.

Plötzlich schleuderte sie die Körper uns entgegen. Wir rissen noch die Arme hoch. Beide spürten wir den Aufprall der Tiere, die es aber nicht schafften, sich festzubeißen, sondern zu Boden klatschten, wo sie sich überschlugen.

»Ich mache das schon!« rief Suko.

Auf meinen Freund konnte ich mich verlassen. Mit Karatetritten beförderte er die Nager in Jenseits.

Ich aber schritt auf Eve zu, die vor mir bis zur Wand zurückwich, wo sie nicht mehr weiterkonnte. »Du hast etwas, das mir gehört! Gib mir mein Kreuz zurück!«

Sie schaute mich an. Es war ein fremder Blick, vom Wahnsinn umflort. Dann holte sie tief Luft - und brach zusammen. Ohne Schwierigkeiten nahm ich das Kreuz wieder an mich, bevor ich die Handschellen um die Gelenke des Mädchens schloss.

Dustin Gray richtete sich auf. Er war weiß im Gesicht und wischte fahrig über ihre Wangen. »Was ist mit ihr?« fragte er.

»Sie wird wegen Mordes angeklagt. Tut mir leid, Dustin.«

Sein Kopf sank nach unten. Wir sahen beide, dass er weinte. Dieser junge Mann musste Eve wirklich geliebt haben. Suko war zu ihr gegangen und zog sie auf die Füße. Allein konnte sie nicht laufen. Sie war zwar nicht ohnmächtig, dafür aber kraftlos geworden, musste von Suko getragen werden und sprach von ihrer Mutter. Den Schädel

sahen wir auch noch. Er stand als makaberes Schmuckstück auf dem Küchentisch. Bevor wir den Raum verließen, sprach Dustin uns noch einmal an. »Kann ich sie denn besuchen?«

»Wenn Sie wollen...«

»Danke, Sir. Wissen Sie, ich liebe Eve nämlich.«

Ich überlegte mir die Antwort und sagte dann. »Auch das, mein Freund, kann manchmal eine sehr einseitige und einsame Sache sein...«

Dann gingen wir und ließen Dustin Gray mit seinen Gedanken und Erinnerungen zurück...

ENDE